

Ludoviciana

1607

1907

Giessen

5

Sommer 1907

Mars und die Gießener Musen.

Nach einer kurzen Blütezeit, die der Ludoviciana im ersten Jahrzehnte ihres Bestehens beschieden gewesen war, brachen mit dem Beginn des dreißigjährigen Krieges schwere Prüfungen über die junge

Hochschule herein. Unter dem Einflusse des unseligen Zwistes zwischen den beiden heftigen Linien hatte Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt, obwohl nach wie vor strenger Lutheraner, von seinen deutschen Glaubensgenossen sich getrennt und enge an das Haus Habsburg angeschlossen. Feindselig stand er dem böhmischen Winterkönige Friedrich von der Pfalz gegenüber und leistete den Gegnern der Union bei der Besetzung der pfälzischen Erblande wirksamen Beistand. Der schönen Pfalzgräfin Elisabeth erstand dagegen in dem jungen Herzog Christian von Braunschweig ein furchtloser Ritter. Er steckte den Handschuh der flüchtigen Fürstin, für die er eine schwärmerische Verehrung gefaßt, an den Hut mit dem Schwure, nicht zu ruhen, bis er Elisabeth und ihren Gemahl an den Neckar zurückgeführt habe. In des Landgrafen Ludwig Landen aber, so gelobte er, werde er dermaßen haufen, daß noch Kindeskinde daran gedenken würden. Im Herbst 1621 versuchte der Herzog ein erstes Mal, von Almburg und vom Buscher Tale her, nach der Wetterau durchzubrechen; doch mußte er damals nach einer Schlappe, die er durch ein bayerisches Korps bei Rirtorf erlitten, sich nach Westfalen zurückziehen. Im Mai 1622 erschien Christian aber mit verstärkter Macht von neuem sengend und brennend in Oberhessen, während gleichzeitig Pfalzgraf Friedrich und Mansfeld vom Oberrhein her ihm nach Norden entgegenzogen und den Landgrafen Ludwig V. in seiner Residenz Darmstadt gefangen nahmen. Eine Belagerung Giessens erwartend, verstärkte der Festungskommandant die Besatzung durch einige Reitereschwadronen. Die noch an der Hochschule zurückgebliebenen Studierenden aber taten sich auf die Aufforderung ihres Rektors Winckelmann hin zu einem Fähnlein zusammen, um ihrerseits bei der Verteidigung der Festungswälle mitzuwirken. Die Universität widmete der

akademischen Freischaar eine Fahne von grüner und gelber Seide, die in goldenen Buchstaben die Inschrift trug:

Literis et armis ad utrumque parati.

Aus dieser sturmbelegten Zeit, die so manchen Gießener flotten Burschen aus der Studierstube auf Nimmerwiedersehen in das wilde Treiben des Feldlagers hinausführte, ist uns ein studentisches Stammbuchblatt erhalten, das dem Motto „literis et armis ad utrumque parati“ die symbolische Abbildung eines zum Krieger gewordenen Gießener Burschen beifügt, der zur Hälfte als Student mit Hut und Kragen angetan, zur anderen Hälfte als Soldat mit Sturmhaube, Schwert und Spieß ausgerüstet ist.



Aus einem Stammbuch von 1622.

Kriegerische Erfolge blieben übrigens dem Gießener Studentenfähnlein im Jahre 1622 versagt. Der „tolle Herzog“ stand von einem Sturme auf die starken Wälle der Lahnfeste ab und nahm seinen Weg über Alsfeld, Schotten und Nidda nach Höchst am Main. Dort erlitt er bekanntlich am 10. Juni 1622 durch Tilly eine schwere Niederlage. An der Gießener Hochschule aber wurde die Erinnerung an den kriegerischen Geist ihrer Söhne durch das Banner der akademischen Freischaar lebendig erhalten, das noch bis ins 18. Jahrhundert als kostbares Inventarstück in der Universitätsbibliothek aufbewahrt blieb, und dessen Devise auch die neue Gießener Universitätsfahne übernommen hat.

Es gehört zu den schönsten Ruhmes-titeln unserer Hochschule, daß in der unfähig trübten Zeit des Rheinbundes und der Napoleonischen Fremdherrschaft die Flamme deutsch-vaterländischer Gesinnung an der Ludoviciana nicht erlosch, daß vielmehr die Gießener Studentenschaft, wie es ihr Heinrich Steffens bezeugt, am Werke blieb, um „im Stillen die Waffen zur Befreiung des Vaterlandes zu schleifen“. Der treffliche Friedrich Gottlieb Welcker, der seit 1804 gleichzeitig am Gießener Gymnasium und an der Hochschule als Lehrer wirkte, hatte mit Bewußtsein und ungeschreckt durch Palms warnendes Beispiel den Geist der Empörung gegen

die fremden Unterdrücker großgezogen. Während die hessischen Regimenter noch bis zur letzten Stunde der Leipziger Völkerschlacht an Napoleons Seite ausstehen mußten, brannten Welcker und seine Schüler darauf, unter den Fahnen der Verbündeten für die Befreiung Deutschlands zu kämpfen.

Am 3. November endlich erschien Blücher in Gießen, von der Studentenschaft mit Begeisterung begrüßt. Damals brachte der greise Feldherr auf einem Kommerse im Einhorn unter jubelndem Beifall ein Vereat „auf alle Halben“ und den lapidaren Trinkspruch aus: „Meine Herren, Gut Deutsch oder an Galgen!“ Auf den drin-

genden Antrag der Gießener Studentenschaft hin wurde am 28. Dezember 1813 die Bildung eines hessischen freiwilligen Jägerkorps verfügt. Über hundert Gießener Studenten ließen sich in das Korps einreihen, unter ihnen fast das ganze philologische Seminar Welckers, der selbst mit seinen Schülern als Jägerleutnant ins Feld zog. Der Stimmung der Gießener Studentenschaft in jenen Tagen gibt ein Stammbuchblatt Georg Thudichums vom 15. Dezember *) berechneten Ausdruck:

„Kein sel'ger Tod ist in der Welt,
Als wer vom Feind erschlagen
Auf grüner Haid im freiem Feld
Darf nicht hör'n groß Wehklagen.“

Zu dem erhofften fröhlichen Dreinschlagen gegen die verhassten Franzmänner ist es aber für die hessische Freischaar doch nicht gekommen. Für die Ungeduldigen war es schon eine harte Prüfung, daß sie durch das Einreihungsvolle zwei Monate in Darmstadt zurückgehalten wurden. Am 29. März 1814 endlich ertönte der Generalmarsch, der die Jäger ins Feld rief. Am 13. April überschritt man die schweizerische Grenze. Über Solothurn, Lausanne, Lyon ging alsdann der Marsch durch Savoyen und Burgund nach Lyon, wo die Jäger am 2. Mai einrückten und vier Wochen im Quartier blieben. Grollend hatte man schon in Freiburg von der Einnahme der französischen Hauptstadt erfahren und dann auf dem Marsche durch die Schweiz von dem Abschlusse des Waffenstillstandes Kunde erhalten. Alle goldenen Hoffnungen auf Kampf und

Sieg in blutiger Feldschlacht gingen damit zunichte. Um so grimmiger wurde die Stimmung gegen die Franzosen, die namentlich als Quartiergeber durch Unfreundlichkeit und herausfordernden Übermut vielfach zu Klagen Anlaß gaben. In Lyon kam es zwischen den Jägern und den Angehörigen

der französischen Gar-nison, die, wie Georg Thudichum nach Hause schrieb, „die verlorene Sieghaftigkeit nicht verschmerzen konnten“, eines Tages sogar zu blutigem Handgemenge. Launig erzählt Thudichum, wie bei dieser Gelegenheit ein bei den Jägern dienender Gießener Philister einen „Ohnehos“ bis unters Dach verfolgte und ihn dann sei-

nen Kameraden mit dem echt Gießener Kraftwort überlieferte: „Eich hun mer aan gegresse!“ Wesentlich freundlicher gestalteten sich die Beziehungen der Jäger zu dem schönen Geschlechte. Wie sie auf dem Marsche die Schwarzwäldbirnen fröhlich im Tanze geschwenkt und in der Schweiz mancher anmutigen Quartiergeberin gehuldigt hatten, so lassen die uns erhaltenen Kriegstagebücher der studentischen Freiwilligen auch manchen kleinen Herzensroman, der sich in französischen Quartieren abspielte, erraten.

Über dem Rückmarsch der Freischaar von Lyon, der am 2. Juni 1814 angetreten wurde, leuchtete kein günstiger Stern. Unhaltende Regengüsse machten die Wege grundlos, unwirtliche Quartiere verdarben die Laune der Jäger — was aber das Schlimmste war, die glühend deutschgesinnten, dabei einer straffen Disziplin abholden, hessischen Freiwilligen gerieten zu den in Napoleons Heer geschulten Offizieren des Linienmilitärs, besonders aber zu dem Höchstkommandierenden, Prinz Emil von Hessen, in einen recht schroffen Gegensatz. Als endlich die Truppe in den ersten Julitagen wieder in der Heimat anlangte, wurde sie in den Dörfern in der Umgebung von Darmstadt einquartiert und dort noch mit wochenlangem Ererzieren festgehalten.

Zu dem erhofften feierlichen Einzug in Darmstadt aber kam es nicht: sang- und klanglos wurde das Korps am 1. August 1814 aufgelöst. Je peinlicher dieser unerfreuliche Ausgang des so verheißungsvoll begonnenen Kriegszugs von den jungen hessischen Patrioten empfunden wurde, desto angebrachter war der warme Empfang, den man in Gießen am 8. August 1814 den zurückkehrenden oberhessischen und



Stammbuchblatt eines Gießener freiwilligen Jägers.



Freiwillige Jäger im Felde.

*) Stammbuch des stud. C. W. Klein, im Besitze von Dr. Reinwald in Gießen.

westfälischen Kompagnien der Freischar bereitete. Durch die ganze Studentenschaft und die Behörden eingeholt, wurden die Jäger von der Gießener Bevölkerung, aus der auch mancher junge Bürger sich der Freischar angeschlossen hatte, jubelnd begrüßt und durch frohe Feste gefeiert.

Die ehemaligen freiwilligen Jäger schloß die Erinnerung an ihre gemeinsamen Feldzugserlebnisse für alle Zukunft fest zusammen. Zu wiederholten Malen wurden Erinnerungsfeste gefeiert, so namentlich am 28. Dezember 1864, als man das fünfzigjährige Jubiläum der Freischar beging. Wohl zum letzten Male erklangen damals in der Runde der greisen Veteranen die von verschiedenen Poeten des Jägerkorps gedichteten alten Kriegsgeänge und L. Streckers, des einstigen Oberjägers und späteren Archivrats, stimmungsvolles Festlied:

O schweb' herab mit leisem Geisterwehen,
Erinnerung du! Schling' neu das alte Band,
Zeig' uns die Pracht der Alpen und der Seen,
Führ' uns zurück zu Rodans reichem Strand,
Bring' uns der Jugend Kraftgefühle wieder,
Schmück' unser Haupt mit frischem Eichengrün,
Schlagt, Jäger, ein, geliebte Waffenbrüder,
Nie soll die Glut fürs Vaterland verglüh'n!

„Lyncker's wilde verwegene Jagd“ haben sich die Jäger gerne nach ihrem Kommandeur Lyncker genannt. Sicher hat es den hessischen Freiwilligen, zu denen die besten Söhne des Hessenlandes zählten, nur an Gelegenheit gefehlt, den Lützower Waffengefährten es an Tapferkeit vor dem Feinde gleichzutun. Darum wird die Ludoviciana auch der patriotischen Freischar von 1814 allezeit ein ehrendes Gedächtnis bewahren.

* * *

Als im Juli 1870 der Ruf zum Kampfe gegen den französischen Herausforderer erging, da begegnete er in den Reihen der Gießener Studentenschaft einer einmütigen, kampfesfrohen Begeisterung. Nur 277 Inländer waren in jenem Semester immatrikuliert; von ihnen haben 85 als Soldaten und Offiziere mit der Waffe, 10 Studierende als Ärzte und Krankenpfleger am Feldzuge Teil genommen; es standen also 29% der Gesamtzahl im Dienste des Vaterlandes im Felde. Auch der Professor der Rechtswissenschaft Dr. Oskar Bülow stellte sich der Heeresleitung zur Verfügung und war mehrere Monate hindurch Kommandant einer Küstenbewachungsstation an der Nordsee. Als Assistenzärzte waren die Kliniks-Assistenten Dr. Wernher und Dr. Drescher im Felde tätig.

Aber auch die in Gießen zurückgebliebenen Angehörigen der Hochschule feierten nicht. Sogleich nach Ausbruch des Krieges bildete sich ein vaterländischer Hilfsverein, um dessen Arbeiten sich die Professoren Ludwig Lange und Wilhelm Duden besonders verdient machten. Die leer-

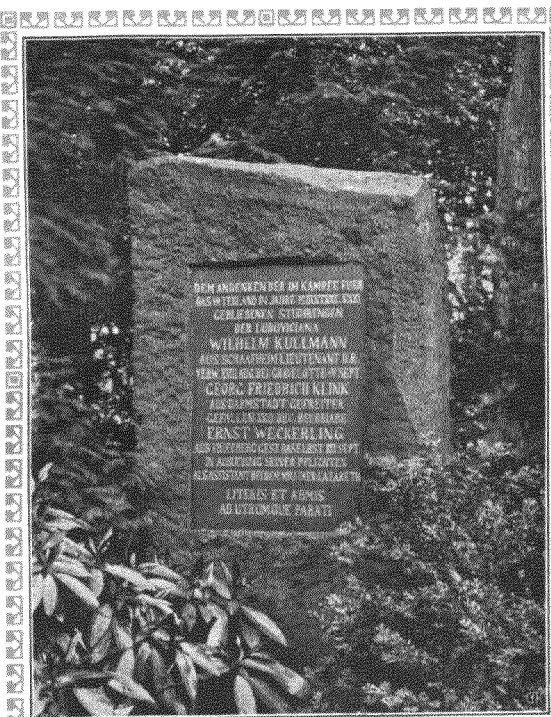
stehenden Räume der Aula dienten den Frauen Gießens als Arbeitsraum für die Anfertigung von Verbandmitteln und Kleidungsstücken. Nicht weniger als 37 000 Verbandgegenstände und gegen 500 Pfund Charpie gingen aus ihren Händen hervor. Das akademische Hospital wurde zum Kriegslazarett, das außer den sonstigen Kranken im Kriegsjahre gegen 1150 kranken und verwundeten Soldaten Aufnahme gewährte. Daneben wurden aber auch noch vier Baracken in der Nähe des Bahnhofs, ferner die Turnhalle und das Garnisonstrankenhaus mit über 170 Betten als Reservelazarette eingerichtet. In allen diesen Hospitälern versahen neben einer Anzahl Gießener Ärzte die medizinischen Professoren und Dozenten der Universität den Dienst, während zahlreiche Gießener Medizin-Studierende in den Gießener und anderen hessischen Lazaretten als Assistenzärzte tätig waren. Den aufopfernden Leistungen der dirigierenden Ärzte Professor Wernher und Professor Seis und ihrer Assistenten war es zu danken, daß trotz des massenhaften Ansteckungsstoffs die Stadt Gießen während der ganzen Kriegszeit von der Verbreitung epidemischer Krankheiten verschont blieb, obwohl verschiedene Ärzte selbst, zum Teil schwer, an Typhus erkrankten.

Die hessischen Regimenter hatten inzwischen an der

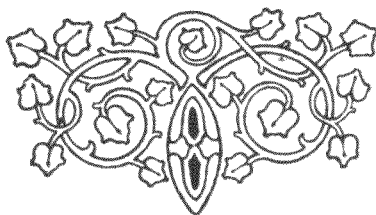
Mosel und an der Loire die ruhmreichen Schlachten der deutschen Regimenter mitgeschlagen und waren bis ins Herz Frankreichs vorgedrungen. Besonders ehrenvollen Anteil hatte speziell das Gießener Regiment an der Schlacht bei Dionville-Mars la Tour am 16. August, an der Schlacht bei Gravelotte am 18. August, ferner an der Schlacht bei Orléans am 3. und 4. Dezember 1870 und endlich an den Gefechten um Briare im Dezember 1870 und Januar 1871 genommen. Aber auch schwere Verluste hatten die hessischen Truppen und mit ihnen die Ludoviciana erlitten. Zu den Opfern des mörderischen Ringens in der Schlacht bei Gravelotte zählte der zum Leutnant ernannte stud. theol. et philol. Wilhelm Kullmann, der seinen schweren Verwundungen am 5. September 1870 im Vaterhause zu Altenstadt erlag; am letzten Tage des Jahres 1870 fiel bei Briare, von zwei Kugeln durch Kopf und Brust getroffen, der Philologe Friedrich Klink aus Darmstadt. Endlich hat am 21. September 1870 der Medi-

ziner Ernst Weckerling als Assistent im Friedberger Militär-lazarett infolge von Pyämie, die er sich bei einer Operation zugezogen hatte, den Tod gefunden. Wie die Gießener Hochschule ihre heimkehrenden Söhne bei dem festlichen Einzuge am 26. Juni 1871 freudig begrüßte, so zollte sie den Opfern des Krieges durch Errichtung eines Denkmals ihren bleibenden Dank. Im botanischen Garten hat der schlichte Denkstein im Schatten hoher Eschen seine Stelle gefunden, um auch kommenden Geschlechtern der Ludoviciana von der todesmutigen Vaterlandsiebe ihrer Kommilitonen Kunde zu geben.

Serman Haupt.



Denkstein im Botanischen Garten.



Ein zeitgenössischer Bericht über die Einweihung der Gießener Universität.



ine glückliche Fügung hat es gewollt, daß uns zur dritten Jahrhundertfeier der Ludoviciana ein bis jetzt noch nicht veröffentlichter Bericht über die Gründung und Einweihung der Universität geschenkt wurde. Er stammt aus der Feder des damaligen Pfarrers in Goddelau-Erfelden und späteren Superintendents und Hofpredigers zu Darmstadt, Johannes Vietor. Als Definitor der Darmstädter Synode nahm er an den Verhandlungen teil, die nach der Marburger Katastrophe von 1605 in Darmstadt gepflogen wurden; als Schwiegersohn des Superintendents Angelus war er im Gefolge des Landgrafen Augenzeuge der Gießener Festlichkeiten von 1607. Die von inniger Freude über die Gründung der Gießener hohen Schule durchwehten Aufzeichnungen versehen uns lebhaft in jene denkwürdigen Tage und stimmen zu Dank für die Erfüllung der Wünsche, mit denen Vietor die Universität begrüßt.

Sein Bericht über die Einweihungsfeierlichkeiten von 1607 lautet in freier Uebersetzung aus dem Lateinischen wie folgt:

„7. October. Etwa um 9 Uhr vormittags kamen auf ein Zeichen hin die Professoren mit den Studenten und die Superintenden mit den Pfarrern aus dem Rathaus zum Schlosse, um den Fürsten mit seinem Gefolge von da feierlich zur Kirche zu geleiten. Mars- und Apollojünger erfüllten die Straßen mit angenehmem Lärmen: bewaffnete Soldaten und Studenten im Festkleid. Sobald man zur Kirche gekommen war, machten die Ordnungen der Professoren und Studenten sowie die Geistlichkeit Halt; in der Mitte wurde ein Weg frei gelassen; dann betrat unter Hörnerklang zuerst der Adel die Kirche; diesem folgten etliche hervorragende Persönlichkeiten; dann sah man den Fürsten, allein, von einigen Soldaten umgeben; ihm schloß sich an der Archipræfekt von Darmstadt und Gailer von Oesterreich. Vier Edelknaben folgten, die in feierlich-prächtiger Ausrüstung die kaiserlichen Privilegien, Matrikel, Szepter, Siegel, Schlüssel, und vor allem die hl. Schrift mit Luthers Katechismus und Augsburger Konfession, Wehmüttern vergleichbar, auf den Armen trugen. Als die Professoren mit den Ihrigen, die Gäste und übrigen Teilnehmer Platz genommen hatten, wurde mit einem prächtigen Musikstück begonnen. Daran schloß sich — an Stelle eines Gebetes — ein Lied: „Nun bitten wir den heil'gen Geist!“ Unter gespanntester Aufmerksamkeit folgte dann die Predigt D. Windelmanns „de scholis“. Als er diese mit frommen Dankesworten geschlossen hatte, begann nach einem neuen Musikvortrag der Gießener Kanzler D. Struppius seine lateinische Rede „de privilegiis“; darauf verlas der Sekretär mit lauter Stimme öffentlich das kaiserliche Diplom über die Privilegien und gab es dem Kanzler zurück. Dieser saß auf einem erhöhten Ratheder in nächster Nähe des Fürsten; zur linken Seite, ebenfalls auf einem erhöhten Sitz, der Rector magnificus D. Gotofredus [Antonii], dem er die Privilegien mit den Siegeln überreichte und ihn zugleich zum Vice-Kanzler der Universität proklamierte. Und fürwahr, der neue Kanzler war nicht stumm: in wuchtiger lateinischer Rede und mit gewandter, feierlicher Würde sagte er vielmehr ehrerbietigsten und untertänigsten Dank an Gott, Kaiser und Fürst und pries in frommen Worten Gottes ganz wunderbare Vorsehung und väterliche Leitung. Der ganze Festakt wurde sodann durch ein schwungvolles Musikstück geschlossen.

Darauf ging es zum Frühstück, das im Schlosse des Landesfürsten für die Professoren und Festgäste, sowohl geistliche wie weltliche, zugerüstet war. Die Enge des Raumes konnte die Menge der Studenten nicht fassen, sonst

wären sie alle zu diesem Frühstück eingeladen worden. Sie wurden aber doch von ihrem Landesherrn mit viel Wein und festlicher Mahlzeit beschenkt; nach dem Weggang des Fürsten verteilten sie tischweise unter sich des Bacchus, der Ceres und Diana Gaben und verzehrten sie mit Dank und anständiger Fröhlichkeit.

Am Tage nach der Proklamation der Privilegien fand ein zweiter feierlicher Akt statt, der ebenfalls öffentlich in der Kirche abgehalten wurde: die feierliche Promotion von 28 Magistern (unter ihnen auch mein Verwandter J. Chr. Angelus). Zugewogen war der Fürst mit den Würdenträgern und dem gesamten Adel. Die Sitze S. Hoheit waren aus dem Chore auf einen erhöhten Platz der Kirche verbracht. Am Altar hatte M. Caspar Finck, der hochwürdigste Promotor der neuen Magister, seinen Ratheder errichtet. Die Erlaubnis zur Promotion gab der neue Kanzler, Dekan der philosophischen Fakultät war M. Conradus Theodoricus (Dietrich), Professor der Ethik und Pädagogiarth. Zuerst wurde eine gelehrte Rede über „Titel und Würde der Magister“ von dem Promotor gehalten; dann promovierte er seine Kandidaten mit zierlichen Versen zu Magistern. Auch diesen Akt eröffnete und beschloß eine wohlgefällige Musik. Im Schlosse folgte ein Frühstück, zu dem auch ich — eingeladen im Namen der Universität — zusammen mit meinem Herrn Schwiegervater erschien; mit alten Freunden und Studiengenossen bin ich da wieder einmal von ganzem Herzen froh gewesen.

Am 9. October wurde am Vormittag eine schöne Komödie dem allergnädigsten Fürsten durch die Studenten aufgeführt: „Der Raub der jungen Sachsenprinzen“; sie gefiel S. Hoheit so gut, daß das Gerücht ging, er habe die Schauspieler von neuem mit einem hochherzigen Geschenk von 70 Gulden beschenkt. Am Nachmittage wurde dann von den Meisten der Rückweg angetreten, nachdem die ganze dreitägige Festlichkeit bei allen in Frieden verlaufen war.

Meiner Muse Glückwunsch für die neue Gießener Universität.

Die du vom Kaiser das Recht, vom Landesfürsten die Mittel Reichlich und dankbar empfangst: blühe du Schule empor!

Blühe, erhabener Kaiser, und Heil, freigebiger Ludwig!
Fördernd der Wissenschaft Wohl, lebet Erlauchte noch lang!

Gießen, in Fülle ergieße die Ströme des göttlichen Wortes,
Daß zu des Heiligen Dienst gläubige Diener erstehn!

Gieße Gerechtigkeit aus, sie leite mit eherner Richtschnur,
Anerbittlich und wahr, sicher die Jünger des Rechts!

Atme heilsame Luft, gieß aus den Born der Gesundheit,
Schule dem Arzte die Hand, der alle Schäden vertreibt!

Bilde uns Denker und Forscher, gib Männer voller Erfahrung
In Besittung und Art, jeglicher Kenntniß des Seins!

Was nur an Gutem umschließt der ganze Umkreis der Bildung,
Herrlich, umfassend und groß: Gießen, gieß' es uns aus!

Sei dein Name uns denn ein dauernd glückliches Omen,
Sei du gesegnet von Gott, sei eine Schule des HErrn!

Aber verflucht, wer immer dich haßt und hindert dein Streben,
Oder voll Arglist wünscht, daß dir versiege der Quell!

Dies mein Segen und Wunsch der neuen Schule zu Gießen,
Du aber, Christe und HErr, höre, erhöhe mein Fleh'n!”

Wilh. Hartmann, Nieder-Ingelheim.

Die studentischen Korporationen der Ludoviciana im Jahre der Jubelfeier.

Aus welchen bescheidenen und zum Teil seltsamen Anfängen die studentischen Verbindungen der Ludoviciana sich entwickelten, welche endlosen Drangsale sie zu erdulden, welche Widerstände zu überwinden hatten, das ist den Lesern dieser Festzeitung von berufenen Federn geschildert worden. Wie stolz und frei, wie würdig der blühenden Alma Mater stehen sie heute da, seit die Einsicht der Regierung die jugendlich tatenlustigen Kräfte hat gewähren lassen und rüstiger Kampf ums Dasein ihnen von selbst Gestalt und Gesetz gegeben hat.

Da stehen als Nachkommen der nationalistischen Verbände und der alten Landsmannschaften, aber längst solchen einengenden Tendenzen entwachsen, die durch den S. C. zusammengeschlossenen drei Korps: Hassia (gegr. 3. VIII. 15, neu gegr. 3. III. 42; Farben: schwarz-weiß-rot), Starkenburgia (gegr. 26. VIII. 26, neu gegr. 7. VIII. 40; Farben: rot-weiß-gold) und Teutonia (gegr. 18. VII. 32, neu gegr. 1. VI. 39; Farben: grün-rot-gold), alle drei schon geraume Zeit im Besitz eigener Häuser.

Das Andenken an die grimmig verfolgte alte Burschenschaft lebt weiter in der Germania (gegr. als „Verbindung“ 14. VIII. 51; Farben provisorisch: schwarz-rot-grün, seit 1861: schwarz-rot-gold), die 1863 den Namen Burschenschaft offiziell wieder annahm, der Alemannia (gegr. 14. XI. 63; Farben: blau-rot-gold) und der Franconia (gegr. 4. VI. 72; Farben: grün-weiß-rot). Alle drei gehören der Deutschen Burschenschaft an und erfreuen sich ebenfalls des Besitzes eigener Häuser.

Neben diese nach ihrer Geschichte oder Tendenz in ferne Vergangenheit zurückweisenden Verbände hat die neuere Zeit eine stattliche Reihe von Verbindungen und Vereinigungen gestellt, die hier im wesentlichen in der Reihenfolge ihrer Gründung genannt seien: Wingolf (gegr. 15. VIII. 52; Farben: schwarz-weiß-gold), im eigenen Hause seit 1894, Aldelphia (studentische Reformverbindung, gegr. 7. V. 70; Farben: grün-weiß-gold), die Landsmannschaft im Coburger L. C. Darmstadtia (gegr. 11. II. 82; Farben: violett-weiß-rot), im eigenen Hause seit 1907, die Verbindung Chattia (gegr. als „student. Vereinigung Blümchen“ 4. VII. 82; Farben [nicht getr.]: rot-weiß-rot), die Verbindung im C. B. der katholischen Studentenverbindungen Hassio-Rhenania (gegr. 18. I. 83; Farben: gelb-weiß-rot); die Burschenschaft im A. D. B. Arminia (gegr. 26. XI. 85; Farben: schwarz-rot-gold), der Verein deutscher Studenten, Mitglied des Kyffhäuser-Verbandes (gegr. 4. II. 91; Farben [nicht getr.] des Reichs), die Nassovia, Mitglied des Verbandes der katholischen Studentenvereine Deutschlands (gegr. 11. I. 95); Farben [nicht getr.]: blau-oranger-blau), die Hassio-Guestphalia, im Goslarer Verband medicin.-naturwissensch. Vereine

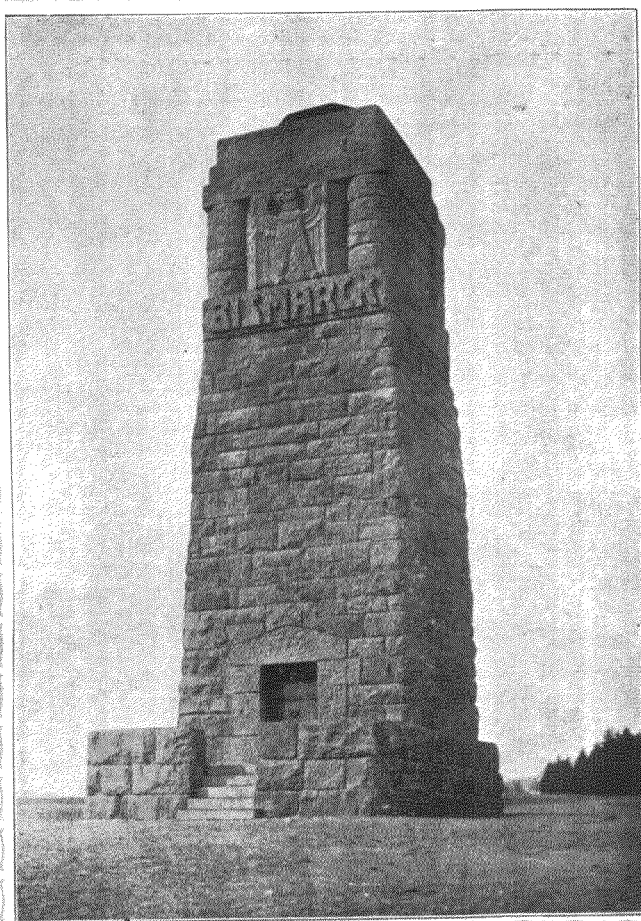
(gegr. 20. I. 2; Farben [nicht getr.]: schwarz-gold-grün), die freie Landsmannschaft Rhenania (an Stelle der suspendierten Verbindungen Markomannia (gegr. 18. I. 89) und Rhenania (gegr. 25. VI. 85) gegr. 30. IV. 2; Farben: blau-weiß-rot), die Verbindung Normannia (gegr. als akadem. neuphilolog. Verein 18. VII. 2; Farben [nicht getr.]: schwarz-weiß-grün), endlich, zu einem engeren Gießener „Verband wissenschaftlicher Vereine“ seit 1880 zusammengetreten, der Philologisch-Historische Verein, Mitglied des Kartells klassisch-philologischer Vereine (gegr. 28. VI. 75; Farben

[nicht getr.]: schwarz-weiß-hellblau), der Akademisch-Theologische Verein (gegr. 9. I. 80; Farben [nicht getr.]: dunkelblau-weiß-hellblau) und der Mathematisch-Naturwissenschaftliche Verein (gegr. 1. VI. 85; Farben [nicht getr.]: blau-weiß-gold).

Daß aber die alten Formen mit allen ihren Varianten nicht ausreichen, die vielverzweigten Bestrebungen moderner akademischer Bürger aufzunehmen, das lehren, neben dem wohlbekannten Kloster, das alle offizielle Formen geistlich ablehnt, ähnliche freiere Gründungen der jüngsten Zeit: die akademische Ortsgruppe des Dürer-Bundes (gegr. 15. VII. 4), die als Vorkämpferin für echte Kunst in Gießen und auswärts schon sehr verdienstlich gewirkt hat, der Gießener Kreis der Deutschen Christlichen Studentenvereingung, die ohne alle korporative Formen die Pflege religiösen Lebens und praktischen Christentums anstrebt, und die Freie Studentenschaft (Finkenschaft), die den außerhalb der Korporationen stehenden Kommilitonen einen Zusammenhalt zu geben versucht.

Man würde solche Mannigfaltigkeit der Betätigung-akademischen Bürgertums, so schrankenlose Individualisierung der Neigungen und Bestrebungen größerer und kleinerer Verbände mit geteilten Gefühlen betrachten müssen, wenn ihnen das einigende Moment fehlte. Aber das eben ist der Stolz der Ludoviciana: die Einheit ihrer Studentenschaft ist nach langen Kämpfen und Mühen errungen und bewahrt. Seit 1896 besteht der Ausschuß, zu dem neben den Korporationen die außerhalb dieser stehenden Studierenden, diese nach Fakultäten, ihre Vertreter wählen. Seitdem gibt es, was früher so oft scheiterte, gemeinsame Unternehmungen der gesamten Studentenschaft, seitdem an jedem 1. Juli, unter wechselndem Präsidium, einen allgemeinen Kommers. Und nur dieser Einigung der Studentenschaft ist es zu danken, daß auch Gießen seine Bismarckssäule besitzt und seit 1906 am Sonnenwendtage die Flammen emporlodern von dem trutzigen Turme auf der Hardt. Errichtet von den Gießener Kommilitonen, die ungeachtet alles Widerstreits ihrer Meinungen und Bestrebungen sich zusammenfanden in der Begeisterung für den großen Einiger, mahne das Denkmal sie in alle Zukunft, daß nie wieder verloren gehe ihre schwer errungene Einheit.

B. Sauer.



Der Gießener Bismarckturm.

Gießener Professoren.

Rudolf Ihering in Gießen.

Die Juristenfakultät der Ludoviciana hat im vorigen Jahrhundert nicht wenige Mitglieder besessen, die nachmals zu den führenden deutschen Juristen gehört haben oder heute gehören und deren Name auch im Auslande Klang und Glanz hat. Aber sie hat nicht auch zugleich das Glück gehabt, diese Männer lange die Ihrigen nennen zu dürfen. Die meisten von ihnen haben nur kurze Zeit in Gießen gewohnt, in jungen Jahren, in einer Zeit, in der sie noch nicht berühmt waren oder wenigstens erst anfangen, es zu werden; ihnen ist Gießen nicht viel mehr als ein Sprungbrett zu größeren und einflussreicheren Wirkungskreisen gewesen.

Beinahe die einzige Ausnahme ist Rudolf Ihering, der weltberühmte Verfechter des Kampfes ums Recht, der vielleicht geistreichste deutsche Romanist des 19. Jahrhunderts, an Fülle der Ideen auch Savigny und Puchta nicht nachstehend, einer der sehr wenigen deutschen Gelehrten, die es verstanden haben, in einem wissenschaftlichen Werke zugleich ein Kunstwerk zu schaffen.

Rudolf Ihering (geb. 22. Aug. 1818 in Alrich) hatte in Heidelberg, München, Göttingen und Berlin studiert und, nachdem ihm die Zulassung zum hannoverschen Justizdienst verweigert worden war, 1842 in Berlin promoviert und sich daselbst 1843 als Privatdozent für römisches Recht habilitiert. Das Glück war ihm zunächst hold. Bereits im Jahre 1845 wurde er ordentlicher Professor in Basel, 1846 in Rostock, 1849 in Kiel. Dort, wo er sich, wie es scheint, sehr wohl gefühlt hat, traf ihn im Juni 1851 die Anfrage des Gießener Kanzlers Birnbaum, ob und unter welchen Bedingungen er geneigt sei, einem Rufe nach Gießen, das damals seine beiden Romanisten v. Löhr und v. Madai verloren hatte, zu folgen. Auf der Vorschlagsliste der Fakultät stand Ihering nicht. Vielmehr war hier an erster Stelle der Professor Fein in Jena genannt, ein Name, der jetzt nur noch dem zukünftigen Romanisten bekannt ist. Ihering war also ein sog. oktroyierter Professor, was immerhin interessant ist.

Auf die Anfrage Birnbaums stellte Ihering hohe Bedingungen, vor allem verlangte er das nicht bloß für die damaligen Verhältnisse erhebliche Gehalt von 3000 Gulden; vielleicht hatte er gehofft, diese Bedingungen würden abgelehnt werden, da, wie es scheint, Gießen damals in keinem guten Rufe stand. Sie wurden indessen bewilligt, und Ihering nahm an. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er ungern nach Gießen gegangen ist und nur wegen der ihm gebotenen günstigen materiellen Verhältnisse. An seinen Freund C. F. Gerber, der damals ebenfalls nach Gießen berufen worden war, aber es vorzog, einem Rufe nach Tübingen als Professor und Kanzler zu folgen, schreibt er, bevor er zum Zwecke einer vorläufigen Orientierung nach Gießen reiste, am 8. Aug. 1851: „Finde ich, daß Gießen eine Hölle ist, so werde ich Birnbaum bitten: „Erlöse uns von dem Übel.“

Am 1. April 1852 trat Ihering seine Gießener Professur

an. Er hat sie bis zum 1. Oktober 1868, wo er einem Rufe nach Wien folgte, also nicht weniger als 16 $\frac{1}{2}$ Jahre bekleidet. Während dieses langen Zeitraumes erhielt er zwei Rufe, einen nach Leyden und einen als Oberappellationsrat nach Celle. Das war alles. Und es ist gewiß merkwürdig, daß ein Mann, der in seiner Jugend in 8 Jahren nicht weniger als 4 Ordinariate bekleidete, und um den man sich in seinem Alter geradezu riß — er lehnte damals ungewöhnlich glänzende Rufe nach Leipzig, Heidelberg und Berlin ab — in seinen besten und fruchtbarsten Jahren so geringe äußere Erfolge gehabt hat. Ihering hat es eben auch erfahren müssen, daß auch über die akademische Laufbahn in letzter Linie das Glück entscheidet. Daß sich Ihering über diese Ungerechtigkeit des Schicksals und der Men-

schen nicht immer mit dem Gleichmut des Philosophen, der er damals jedenfalls noch nicht war, hinweggesetzt hat, ist verständlich, auch daß ihm die Zeit in Gießen lang geworden und er manchmal ungeduldig gewesen sein mag. Aber seine hohe Selbsteinschätzung hatte darunter nicht gelitten. Als er im Jahre 1868 nach Wien berufen wurde, stellte er für Gehalt und Rang Bedingungen, die weit über das Uebliche hinausgingen, sie wurden auch im wesentlichen bewilligt.

Die Verhältnisse in Universität und Fakultät, die Ihering bei seiner Ankunft in Gießen vorfand, scheinen nicht die angenehmsten gewesen zu sein. Es bestanden an der Universität zwei Parteien, die eine gebildet von denen um Liebig, die andere aus den offenen oder heimlichen Gegnern dieses gar zu hell strahlenden Gestirns. Daß Ihering sich zur ersten Partei schlug, ist selbstverständlich. Als Liebig dann bald darauf Gießen verließ, blieb Ihering mit den Schülern Liebig's, mit Buff, Ropp, Will, nicht minder mit anderen Naturwissenschaftlern, insbesondere mit dem Zoologen Leuckart, eng verbunden. Diesem Umgang mit Naturwissenschaftlern verdankt er viel. Man braucht nur den § 41 des „Geistes

des römischen Rechts“, wo er von der naturhistorischen Methode der Rechtswissenschaft als der Erhebung des Rechtsstoffes in einen höheren Aggregatzustand spricht, oder das Programm der „Jahrbücher für die Dogmatik“ (Unsere Aufgabe) zu lesen, um den starken Einfluß naturwissenschaftlicher Denkweise und Sprache zu erkennen.

Auch in der Fakultät scheint es nicht an Reibungen gefehlt zu haben, da Ihering die fast unumschränkte Herrschaft, die der Kanzler Birnbaum damals ausübte, mit der Unabhängigkeit der Fakultät nicht verträglich fand. „Sie glauben nicht“, schreibt Ihering an Gerber, „welch' einen demoralisierenden Einfluß das Kanzleramt an hiesiger Universität ausgeübt hat und ausübt.“ Von Wafferschleben und Deurer, die beide zu derselben Zeit wie Ihering nach Gießen gekommen waren, berichtet er dagegen: „Wir drei sind ein Herz und eine Seele und fast täglich zusammen.“

Die Zahl der Juristen war während der Jahre der Wirkamkeit Iherings in Gießen durchweg eine geringe. In den ersten drei Jahren betrug sie noch über 100, dann sank



Rudolf Ihering.

sie rasch. Während 26 Semester waren noch nicht 70, während 20 Semester noch nicht 60, während 12 Semester noch nicht 50, in drei Semestern nicht einmal 40 Juristen eingeschrieben. Ausländer, d. h. Nichtheffen, waren immer nur sehr wenige, manchmal war keiner vorhanden. Ihering hat also nicht „gezogen“. Aber daß Studenten durch den Namen eines Dozenten an eine Universität gezogen werden, ist zu allen Zeiten nur ganz vereinzelt vorgekommen, und in Gießen, der Universität des Brotstudiums, hat sich die Zahl der Juristen immer nur nach der Nachfrage des Heffischen Staates gerichtet.

Ihering hat in Gießen über alle Teile des römischen Rechts gelesen, Pandekten-Exegetika hielt er viermal, Pandekten-Praktika achtmal ab. In den Pandektenvorlesungen, für welche er (ohne Erbrecht) bis zu 18 Stunden wöchentlich verwendete, legte er Puchtas Pandekten zugrunde. Welche Lehrerfolge Ihering in Gießen gehabt hat, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen, da die Urteile seiner ehemaligen Hörer auseinandergehen. Doch scheint er begabte und tüchtige Schüler wesentlich gefördert zu haben, während der Durchschnitt, dem er zu „hoch“ war, nicht allzuviel bei seinen Vorlesungen und Übungen profitiert hat, obschon die Persönlichkeit Iherings auch auf ihn Eindruck gemacht hat. Ein Dozent für die große Masse, wie es beispielsweise zur gleichen Zeit Vangerow in Heidelberg war, ist Ihering weder damals noch später gewesen.

Die Art, in der Ihering im Fakultätsexamen prüfte, wird als geistvoll gerühmt; aber es scheint, als wenn die Kandidaten hierfür nicht immer die nötige Anerkennung gehabt haben.

Im Spruchkollegium war er häufig Referent, namentlich die großen Sachen behielt er sich vor. Aber als er Gießen verließ, nahm er die von ihm gefertigten Referate als sein geistiges Eigentum mit sich.

Von außerordentlicher Bedeutung sind die Gießener Jahre für die literarische Wirksamkeit Iherings gewesen. Diese seine „besten Jahre“ waren es auch literarisch. Allerdings ist der „Kampf ums Recht“, durch den er auch dem großen Publikum bekannt und fast populär wurde, erst nach der Gießener Zeit (1872) erschienen. Aber die hier verfochtene Idee ist kaum mehr als halb wahr. Und der noch spätere, viel gelesene „Zweck im Recht“ ist mehr amüsant, allenfalls anregend, als wissenschaftlich in die Tiefe gehend, und man wird, wenn man ihn liest, den Eindruck nicht recht los, daß sich Ihering hier auf einem Gebiete bewegt, das er nicht vollkommen beherrscht. In Gießen aber entstand der „Geist des römischen Rechts“; 1852 erschien der erste Teil, 1854 die erste, 1858 die zweite Abteilung des zweiten Teiles, 1865 die erste Abteilung des dritten Teiles. Ein Werk, das eben nur Ihering schreiben konnte; in den ersten, den strengen Mann der Wissenschaft vielleicht weniger befriedigenden Teilen immerhin eine glänzende Einführung in römisches Wesen und Denken, voll zahlreicher feiner Beobachtungen; in den späteren Teilen, die von der juristischen Technik handeln,

durch die Verwertung des teleologischen Gedankens einen wesentlichen und fruchtbaren Fortschritt in Rechtsgeschichte und Rechtsphilosophie gegenüber den Lehren der historischen Schule bedeutend. In Gießen begründete Ihering ferner zusammen mit Gerber, der aber nur die ersten 6 Bände mit herausgab, die „Jahrbücher für die Dogmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechts“. Neun Bände erschienen noch während der Gießener Zeit. Mit Ausnahme des achten enthält jeder Band einen, manchmal auch mehrere Aufsätze von Ihering, durchweg Abhandlungen, die zu den besten der Romanistik überhaupt gehören, vollwertige Proben einer wirklich einzigen juristischen Intuition. Als selbständige Schriften erschienen das Rechtsgutachten über die Festungswerke der Stadt Basel (1862), das „Schuldmoment im römischen Privatrecht“ — eine Festschrift für Birnbaum — (1867) und der „Lucca-Pistoria Aktienstreit“ (1867).

Diese reiche und glänzende Produktivität beweist, daß Gießen auf Iherings Konzeptionskraft und Arbeitsfrische einen äußerst günstigen Einfluß gehabt hat. Eine nicht geringe Bedeutung hatte hierbei die damals noch in Gießen bestehende Möglichkeit ländlichen Wohnens und Lebens. Ohne großen schattigen Garten, ohne Obstbau, ohne Erdbeer- und Spargelbeete war für Ihering, so bezeugt sein Sohn, eine behagliche Existenz nicht denkbar. Er hatte sie fast ein Jahrzehnt lang in dem damaligen Knorr'schen Hause in der jetzigen Liebigstraße. Dann wohnte er kurze Zeit in dem Bücking'schen Hause in der jetzigen Südanlage. In den letzten drei Jahren der Gießener Zeit war er Eigentümer des derzeitigen Pascoe'schen Anwesens in der Frankfurterstraße, das aber damals einen weit größeren Umfang hatte, als jetzt, und dessen Garten nicht weniger als vier Morgen groß war und 200 Obstbäume enthielt. Hier trieb Ihering mit Liebe und Verständnis Obst- und Gemüsebau, Tauben- und Hühnerzucht, und am Ende seiner Gießener Tage mästete er, um endlich wieder einen guten Kalbsbraten zu bekommen, ein Kalb.

Mehr als in irgend einem anderen Abschnitt seines Lebens hat Ihering dann gerade in Gießen die Musik gepflegt. Er war selber ein vorzüglicher Klavierspieler, der es sich auch nicht verdrießen ließ, sich durch regelmäßiges Üben Fingerfertigkeit und Geläufigkeit zu bewahren, und der manchen Sonntag Nachmittag am Flügel verbrachte. Regelmäßig kam ein Klaviertrio in seinem Hause zusammen, und als Vorsitzender des Konzertvereins gelang es ihm, eine Reihe hier in Gießen noch nicht gehörter Meisterwerke zur Aufführung zu bringen und das Musikleben der Stadt auf eine vorher noch nicht erreichte Höhe zu heben. Auch diese vielseitige musikalische Betätigung dürfte die Leistungsfähigkeit Iherings aufs günstigste beeinflusst haben.

So verdankt denn nicht bloß Gießen Ihering, sondern auch Ihering Gießen manches. Und Ihering hat dies auch anerkannt. Berichtet doch sein Sohn, daß sein Vater oft bestätigt habe, Gießen sei ihm durch all das, was es ihm bot, zur zweiten Heimat geworden.

Johannes Biermann.

Friedrich Wilhelm Hermann Wasserschleben.

Geboren am 22. April 1812 in Liegnitz, 1852—1889 Professor der Rechte in Gießen, 1863 Geheimer Justizrat, 1875—1883 Kanzler der Landes-Universität, 1883 Geheimer Rat, gestorben den 28. Juni 1893 in Gießen.

Sermann Wasserschleben, „der Kanzler Wasserschleben“, wie ihn der Gießener nannte, ist lange Jahre eine der markantesten und zugleich eine der führenden Persönlichkeiten der Ludoviciana gewesen. Viele erinnern sich noch der hohen, Achtung gebietenden Gestalt, der charakteristischen, kräftigen Gesichtszüge und der klaren, scharfblickenden Augen. Aufrechten, festen Ganges schritt Hermann Wasserschleben, auch nachdem er die 80 zurückgelegt hatte, durchs Leben, und erst die letzte Krankheit vermochte seinen Körper zu beugen und die Spuren des Leidens seinen Gesichtszügen einzugraben. Trotz seines langen Lebens auf

heffischem Boden hatte Wasserschleben die Eigenart seiner ostdeutschen Heimat unverändert bewahrt. Er sprach gern von dieser Heimat, an der er mit treuem Sinn hing, von Schlesien und Liegnitz, dessen Ritterakademie er bis in den Beginn der 30er Jahren besucht hatte. Seine Studien hatten ihn in den Jahren 1831—1836 nach Breslau und Berlin geführt. In Berlin, wo besonders Savigny und Eichhorn Einfluß auf ihn ausübten, erlangte er am 25. Juni 1836 die juristische Doktorwürde. An der Berliner Universität habilitierte sich auch der 26jährige im Frühjahr 1838 als Privatdozent. 1841 folgte er einem Rufe nach

Breslau, wo er bis zum Frühjahr 1850 als außerordentlicher Professor wirkte. 1850 siedelte Wafferschleben als ordentlicher Professor nach Halle über. Im Sommer-Semester 1852 begann seine Tätigkeit in Gießen. Er las über Kirchenrecht, Staatsrecht, Völkerrecht, Deutsches Privatrecht mit Einschluß des Handels-, Wechsel-, Seerechts und über Deutsche Rechtsgeschichte. Neben seinem Lehrberufe entfaltete Wafferschleben eine reiche literarische Tätigkeit. Vor allem war es das Gebiet der kirchenrechtlichen Quellenforschung des Mittelalters, auf dem er eine Reihe umfangreicher Arbeiten schuf, die noch heute berechtigtes wissenschaftliches Ansehen genießen. Auch Einzelfragen des deutschen Rechts wurden von ihm monographisch untersucht und Sammlungen von Quellen aus dem Kreise des Magdeburger und des älteren bauerlichen Rechts veranstaltet.

Wafferschleben wollte aber nicht nur Lehrer und Gelehrter sein. Mit manchem persönlichen Opfer stellte er sich in den Dienst der stark entwickelten Selbstverwaltung der Landes-Universität. Seit 1873 war er lebenslangliches Mitglied der I. Kammer der Landstände, seit 1875 nach Birnbaums Rücktritt Kanzler der Landes-Universität. Er hat das dornenvolle Amt des Kanzlers acht Jahre lang geführt, oft bedrückt durch den Widerstreit der kollidierenden Interessen und den

Konflikt zwischen seiner Stellung als Regierungsvertreter und als Kollege. Als er im Jahre 1883 des Kampfes müde das Kanzleramt niederlegte, erkannte eine Adresse seiner Kollegen an, daß er sich stets habe angelegen sein lassen, frei von persönlichen Rücksichten in objektiver Weise die vorhandenen Gegensätze zu mildern und auszugleichen. Der gleiche Dank wurde ihm dafür ausgesprochen, daß er in reger Mitarbeit bemüht gewesen sei, mit veralteten Vorurteilen zu brechen und Institutionen zu beseitigen, die den Ruf und das Ansehen der Universität schädigten. Sechs Jahre darauf zog sich der 77 jährige auch von seinem Lehrberufe zurück. Seine Interessen hingen trotz seines Rücktritts fort und fort an der Universität, und er sah es gern, wenn man ihn aufsuchte. Mit besonderer Dankbarkeit gedenke ich der Abendstunden, in denen ich bei ihm saß und er aus der Vergangenheit erzählte oder wissenschaftliche Fragen, die ihn bis in die letzten Jahre seines Lebens beschäftigten, anregte. In solchen Stunden konnte man auch die humorvolle Lebensbetrachtung und die weichen Seiten des Mannes kennen lernen, der sich nicht leicht erschloß. Wie wenige der



Friedr. Wihl. Herm. Wafferschleben.

alten Lehrer der Ludoviciana verdient er, der „praeceptor Hassiae“, ein treues Wort des Erinnerns in festlicher Zeit. Arthur Schmidt.

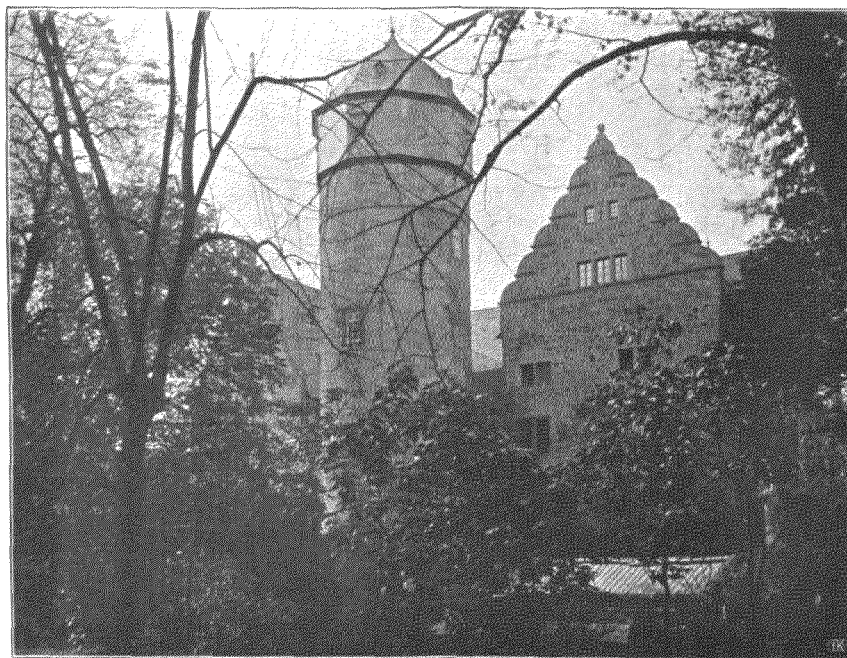
Botanisches Institut und botanischer Garten.

Das botanische Institut befand sich bis zum Oktober 1891 in den unteren Räumen des alten Universitätsgebäudes, in dessen oberen Stockwerken die Universitätsbibliothek untergebracht war. Als deren Be-

stände wuchsen, mußte die Botanik weichen. Sie siedelte in das Gebäude des benachbarten Physiologischen Instituts über und nahm die Räume ein, welche jetzt für das landwirtschaftliche Institut umgebaut worden sind. Damals waren diese Räume außerordentlich dürrig, namentlich der Hörsaal sehr schlecht beleuchtet. Die Entwicklung des botanischen Instituts blieb gehemmt, bis im Jahre 1906 infolge des Neubaus der Universitätsbibliothek das alte

Universitätsgebäude vollständig frei wurde. Die Regierung gab dem Antrage Folge, daß das botanische Institut wieder in sein altes Heim einziehen könne, bewilligte die Mittel für einen durchgreifenden Umbau des Gebäudes und für eine Ausstattung mit reichlichem, neuen und zeitgemäßen Mobiliar. Im April 1906 konnte das botanische Institut diese neuen, äußerst brauchbaren und trotz älterer Grundlagen modern wirkenden Arbeitsräume beziehen.

Der im Erdgeschoß liegende Hörsaal faßt 104 Zuhörer. Wenn auch etwas niedriger als Hörsäle in Neubauten, ist er überaus freundlich und durch den Wandschmuck einer Reihe von großen Vegetationsbildern einfach und würdig ausgestattet. Demonstrations-sammlungen, Modelle, Wandtafeln sind ausreichend vorhanden. Im oberen Stockwerk befinden sich die eigentlichen Arbeitsräume, das Zimmer des Direktors, Bibliothek, Zeitschriften- und Prüfungszimmer bilden die vorderen Räume. Daran schließen sich ein großes Laboratorium für physiologische Arbeiten, zwei kleine Laboratoriums-räume, zwei große Mikroskopiersäle, botanische Sammlung, Assistentenzimmer. Im zweiten Stockwerk befindet sich das große und zum Teil wertvolle Herbarium. Es ist aus verschiedenen Bestandteilen zu seiner Stattlichkeit erwachsen. Den Grundstock bildete



Botanischer Garten mit „Heidenturm.“

lange das durch Ankauf erworbene J. B. Wilbrand'sche Herbarium (ca. 5700 Arten). Es wurde durch Pflanzen verschiedener Floristen vermehrt. Ganz besonders wertvoll ist aber der Zuwachs, den die Pflanzensammlung durch eine 1895 erfolgte Schenkung des Großherzogs erfuhr. Es ist das

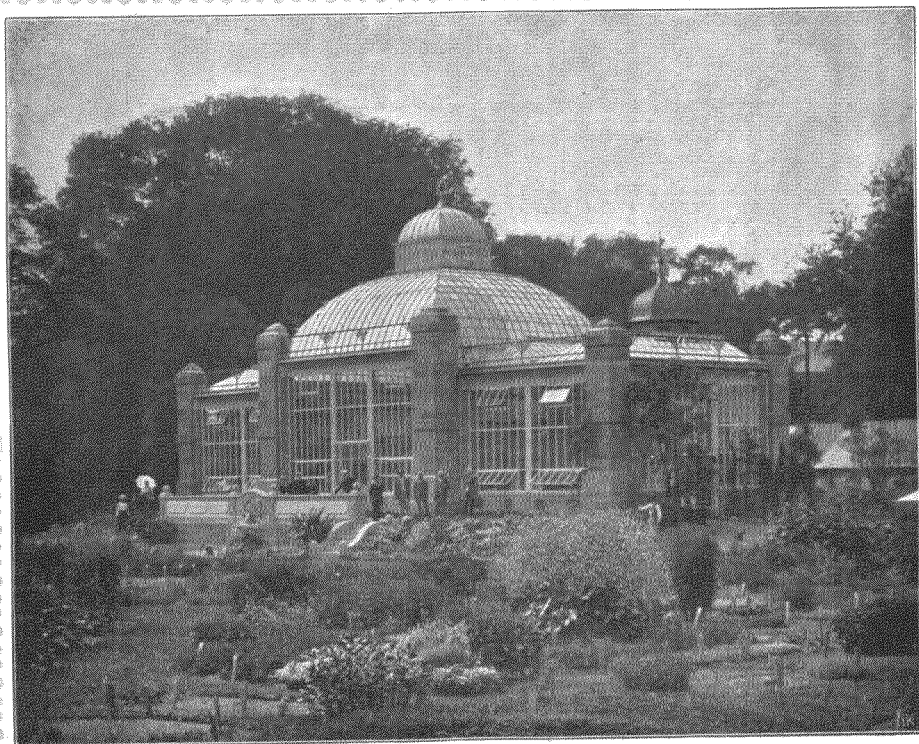
Klenze'sche Herbarium, welches ca. 40000 Arten umfaßt, die dieser Darmstädter Sammler mit großen Kosten in Original-exemplaren berühmter botanischer Reisenden erworben hat. Das Herbarium ist auch äußerlich musterhaft ausgestattet. Auch diese Räume sind mit großen Arbeitstischen, mit systematischer Literatur und wie alle übrigen mit elektrischem Licht, Wasserläufen zc. ausgestattet. Die Lage des Instituts im Garten kann nicht günstiger gedacht werden.

Der botanische Garten, der viertälteste in Deutschland, wurde 1609 von Ludwig Jungermann eingerichtet, indem Landgraf Ludwig V. ein Stück des zum Schlosse gehörigen Geländes zu diesem Zwecke hergab. Dieser Garten war aber nur ein kleiner Teil des heutigen botanischen Gartens und umfaßte kaum 1200 qm. Er blieb indes bis zu Liebigs Zeiten in dieser Bescheidenheit erhalten und wurde sogar noch durch das chemische Laboratorium eingeengt, welches man hineingebaut hatte. Etwa um 1800 wurde ein hinter dem botanischen Garten liegendes ca. 1 Hektar großes Gelände, welches dem Landesfürsten gehörte, auf Antrag Crome's der Universität überlassen, um hier einen forstbotanischen Garten zu schaffen. Dieser Forstgarten wurde von dem Professor Walther angelegt und beaufsichtigt, bis zu dessen Tode 1824. Sein Denkmal steht noch im Garten. Hinter diesem Forstgarten lag der alte Gießener Festungswall, der jedoch 1807 geschleift wurde. Dabei übernahm die Universität einen Teil der Schleifungsarbeiten und gelangte dafür in den Besitz dieses „Universitäts-Wallstückes.“ Auf einem Teil des gewonnenen Geländes wurde die Entbindungsanstalt erbaut, von dem übrigen Teil erbte sich der damalige

Vorstand des botanischen Gartens Prof. Wilbrand ca. 1/4 Hektar zur Vergrößerung des botanischen Gartens. Das geschah, aber der botanische Garten war nun durch den Forstgarten in zwei Teile geteilt. Wilbrand erlangte jedoch später nochmals ein Stück des Wallgeländes und vermochte sogar, nach dem Tode Walthers 1825, den Senat zu dem Beschluß zu veranlassen, daß der ganze Forstgarten mit dem botanischen Garten zu vereinigen sei. Diesem vortrefflichen Beschluß stellten sich keine Schwierigkeiten entgegen, da Walthers Nachfolger im Forstfache Hundeshagen in der Nähe des Waldes ein für seine Zwecke passenderes Gelände erhalten hatte und mit der Abtretung einverstanden war. Der Plan zu dem neuen botanischen Garten wurde von Prof. Aug. v. Ritgen gemacht, bei seiner Ausführung der Teich angelegt und der daneben liegende Hügel aufgeworfen. Auf diese Weise erhielt der botanische Garten seinen jetzigen Umfang (3,7 Hektar) und seine Grundgestalt. Manches davon läßt noch die ursprüngliche Anlage erkennen. Das chemische Laboratorium wurde nach Liebigs Amtsantritt verlegt. Der Teil zwischen dem botanischen Institut und dem breiten Quergange, der nach der Sonnenstraße führt, ist der alte Jungermann'sche Garten. Die mittlere, schattige Baumanlage mit zum Teil prächtigen alten Bäumen ist ein Stück des Forst-

gartens. Dahinter und daneben bis an die Ostanlage liegt das aus dem Wallstücke hervorgegangene Gelände. Schließlich wurde nochmals 1892 beim Durchbruch der Senden-bergstraße dem Garten eine Ecke zugefügt, auf welcher das kleine Tal neben der Straße angelegt wurde. Jenseits der Straße erhielt der botanische Garten ein Stück für Anzucht und Wirtschaftsanlagen.

Die dem Garten und Institute zur Verfügung stehenden Mittel, die sich 1824 auf 616 Gulden belaufen hatten, sind bis 1907 zu so ansehnlicher Höhe gesteigert worden, daß beide den Forderungen der Gegenwart entsprechend ausgebaut werden konnten. Dazu gehörte besonders die völlige Umgestaltung des Gartens. Seit 1849 waren die Pflanzen ohne systematische Einteilung angepflanzt worden, auf drei Stücken als einjährige, zweijährige und perennierende Pflanzen verteilt. Diese veraltete, unwissenschaftliche Einteilung machte es schwer, eine Pflanze schnell aufzufinden. Die Umpflanzung, bei der kaum eine Pflanze auf ihrem Platz bleiben konnte, machte eine gewaltige Arbeit. Sie schuf aber nicht bloß systematische Uebersicht nach neueren Gesichtspunkten, sondern brachte auch eine geschmackvollere Anlage des ganzen Geländes mit sich. Die einzelnen Beete für die Familien wurden in Rasen gelegt und neue Wege dazwischen geschaffen. Schon 1858 war das kleine an die Gärtnerwohnung angelehnte Gewächshaus beseitigt und im Garten ein größeres Glashaus aufgeführt worden, welches jedoch, mit stark gekürzten Mitteln errichtet, längst zu klein und auch sonst unzureichend geworden war. Die Anlage neuer Gewächshäuser wurde ein



Überwinterungshaus.

immer dringenderes Bedürfnis. Regierung und Stände haben auch für dessen Befriedigung in den verfloßenen 15 Jahren ausreichend und mit großem Verständnis gesorgt. Im Jahre 1898 wurden zunächst zwei niedrige Kulturhäuser für biologisch wichtige Pflanzen (Insectivoren, Succulenten, Epiphyten zc.) gebaut. Am 10. Mai 1904 konnte ein sowohl architektonisch prächtiges als praktisch vortreffliches, großes Überwinterungshaus eingeweiht werden, und in Kürze wird ein drittes kleines Kulturhaus den beiden vorhandenen angefügt werden. Durch Ankauf, Tausch und dankenswerte große Schenkungen von Gönnern des Gartens füllten sich diese Bauten mit einem interessanten, reichen Pflanzenmaterial für Studienzwecke.

Auch im Freien wurde bis heute vieles Gute geschaffen. Ein Arzneipflanzenstück wurde vergrößert und verbessert, ein hübsches Alpinum neu angelegt, Sumpfpflanzenbeete gebaut und durch Anlage eines heizbaren großen Bassins vor dem Überwinterungshause die Kultur der Victoria regia, ausländischer Seerosen und anderer Wassergewächse ermöglicht. Auch konnte das nunmehr entlastete alte Gewächshaus besser für ganze Abteilungen, wie tropische Farne, Cycadeen u. s. w. benutzt werden.

Hatte die Leitung des Gartens in früherer Zeit, wie überall, so auch bei uns in den Händen eines Mediziners

gelegen, zuletzt unter Wilbrand bis 1846, so ging sie unter Einschließung des Forstmannes C. Heyer endlich in die Hand von Fachbotanikern über. Der erste Botaniker unserer Zeit war hier Alexander Braun, 1850, der jedoch nach Jahresfrist schon nach Berlin ging. Hermann Hoffmann wurde 1851 sein Nachfolger. Er hat dem Garten bis 1891 vorgestanden und ihn durch seine phänologischen Organisationen bekannter gemacht. Die Direktoren wurden meistens von tüchtigen Gärtnern unterstützt. Sauer, Vater und Sohn (bis 1830 und 1848), W. Weiß, Müller waren hier tätig; seit 1892 ist Herr Garteninspektor F. Rehnelt als botanischer Gärtner angestellt.

Da die Botanik Prüfungsfach für viele Berufswissenschaften ist, so ist die Zuhörerschaft in den Vorlesungen eine bunt gemischte; Mediziner, Veterinärmediziner, Lehramtskandidaten, Pharmazeuten, Land- und Forstwirte hören Botanik. Im Laufe mehrerer Jahre wird das ganze Gebiet

der Botanik behandelt: Allgemeine Botanik (Morphologie, Anatomie und Physiologie), Systematik und Biologie der Phanerogamen und Kryptogamen, Pflanzengeographie, daneben angewandte Botanik, Arzneipflanzen und Pharmakognosie, Nutzpflanzen etc. An die mikroskopischen Übungen für die verschiedenen Kategorien schließen sich Übungen im Pflanzenbestimmen an. Bis heute muß dieses ganze große Gebiet von einem Professor der Botanik allein behandelt werden, dem in den verflochtenen Jahrzehnten sogar noch die Pflicht oblag, Klimatologie für die Forstleute zu lesen, die jetzt an den Physiker abgegeben wurde. Alles in allem hat auch die Botanik an der Ludoviciana jetzt alle Bedingungen erlangt, um ihren heutigen Aufgaben so gut, wie es an anderen Universitäten möglich ist, nachkommen und in der Universitas literarum eine ihrer würdigen Stelle einnehmen zu können.

Adolph Hansen.



Das Ende der Rectorschmäuse und der Rektoratsnachtmusiken.



3 u den Gebräuchen, die in dem Gießen des 17. Jahrhunderts nach altem Herkommen als notwendige Bestandteile der Übernahme des Rektorats betrachtet wurden, gehört der Rectorschmaus und die Rektoratsnachtmusik. Der Rectorschmaus war eine Verehrung, die der neugewählte Magnificus den Professoren am Tag der Rektoratsübernahme in Gestalt eines Mahles gab. Er war, namentlich wenn es sich um ein Ehrenrektorat einer fürstlichen oder gräflichen Persönlichkeit handelte, aber auch bei normalen Verhältnissen zumeist sehr üppig ausgestattet und dehnte sich mitunter so lange aus, daß die mit der Rektoratsübernahme verbundene Prozession des Professorenkollegiums zur Kirche erst dann in das Gotteshaus kam, wenn die für diesen Tag etwas länger gestaltete Liturgie nebst der ebenfalls etwas ausgedehnten Abendpredigt bereits zu Ende war. Die Rektoratsnachtmusik war eine Ehrenbezeugung, die die Studenten dem neuen Rektor darbrachten, wofür sie auf Kosten des Rektors mit Wein, Kuchen, Konfekt und anderen Dingen „traktiert“ wurden. Selbstverständlich wurde bei ihnen nach Kräften „musiziert“, geredet und ein Carmen gratulatorium präsentiert, in dem ein Musensohn in überschwänglichen Worten das sagte, was die anderen angeblich fühlten. Beide Gebräuche gingen im 18. Jahrhundert ein. Es ist nicht ohne Interesse, sich ihren Untergang zu vergegenwärtigen.

Den ersten Vorstoß gegen die Rectorschmäuse machte der Pietistenführer Johann Heinrich May. Als er zum zweiten Mal Aussicht hatte, Rektor zu werden, entschloß er sich, nicht wie im Jahre 1693 einen „magnifiquen Schmaus“ zu geben, sondern veranlaßte den Landgrafen Ernst Ludwig, eine Verordnung gegen alle „Mißbräuche“, die sich bei der Rektoratsübernahme eingeschlichen hätten, zu erlassen. Sie erschien am 22. Dezember 1701 und bestimmte, „daß die Professores und andere Membra der Universität bey vorhabendem Rectoratswechsel zeitlicher, als bisher geschehen, auf dem Collegio zusammen kommen, so dann die Sermones kürzer und nervosier eingerichtet und alles dergestalt, daß das Corpus Academicum mit dem geschehenden Zusammenläuten in die Kirch, gleich anderen Leuthen, die Prozession verrichten könne, angestellt, sodan das Rectorat Mahl folgender ge-

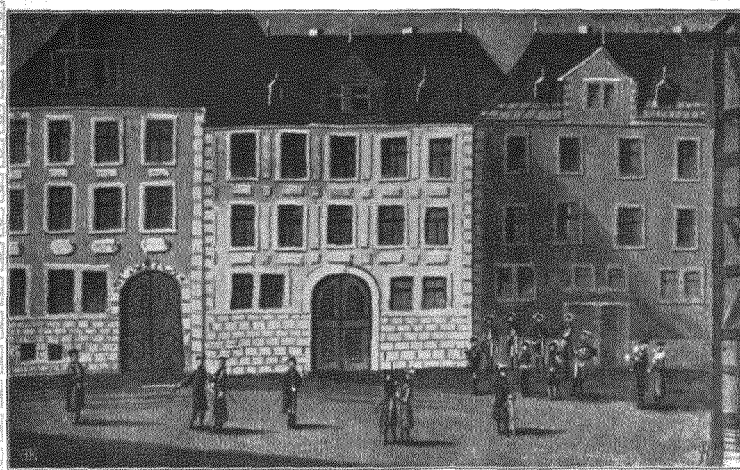
stalt eingeschränket werden solle, daß 1. auf einen einfachen Tisch, à 12 Personen gerechnet, nicht mehr dann acht Essen in 2 Trachten, die Suppe mit eingerechnet, aufgestellt, 2. bey dem Nachtmahl keine Marzipan, naß oder trocken, candirte und eingemachte Sachen oder anderes aufgeblasenes oder glattes Zuckerwerk, sondern bloß allein Kuchen und ander ordinär gebackens und was an Früchten des Landes bey der Hand ist, gebrauchet, 3. die Mahlzeit Abends umb 6 Uhr angefangen, und längstens umb 10 Uhr völlig geendigt werde, mithin ein jeder auf solche Zeit sich wieder nacher Hauße begeben.“ Zugleich wurde verfügt, daß künftig jeder Rektor 4 Wochen vor Ablegung seines Rektorates die Verordnung in pleno Senatu ablesen solle.

Der Angriff Mays auf die Rectorschmäuse brachte es nicht fertig, diesem Brauch ein Ende zu bereiten. Als im Jahre 1714 das Rektorat wieder an May kam, sah er sich veranlaßt, noch einmal dieselben Klagen zu erheben wie 1701, was eine Erneuerung der Ordnung vom 22. Dezember 1701 zur Folge hatte. Immerhin war die Blüteperiode dieser Schmäuse vorbei. Den sittlichen Bedenken der Pietisten reichten sich die finanziellen Nöte an, die am Anfang des 18. Jahrhunderts sich auch in den Kreisen der Professoren zu zeigen begannen. Bereits 1724 stand auf Mays Standpunkt der ganze Senat; nur begründete er ihn anders, er klagte über die Unkosten, die die Professoren nicht „verdauen“ könnten und die „manchen in Ruin und Schulden brächten“, und bat und erreichte es, daß fortan nur noch Professoren und nicht mehr „alle übrige Collegia, hochf. Regierungsräthe und Secretarii vom Oberamt, Cammerath und Oberschultheiß, auch die Stabsofficiers von der Milice zu dem Schmauß geladen werden durften“. 1731 wird bereits von der „Unsitte“, „einen auf etliche hundert Gulden steigenden sehr großen Amts-Schmauß zu geben“, als etwas längst Überwundenem geredet, und 1765 galt der Schmaus selbst für die Professoren als etwas ganz vom Er-messen des Einzelnen Abhängiges, nicht mehr als Sitte.

Das Ende der Rektoratsnachtmusiken kam im Jahre 1741. Auf Veranlassung des damaligen Geheimrats, früheren Professors Wieger, der in diesen Musiken eine „bewerliche Ehre“ und eine „wunderliche Gewohnheit“ sah, da „man sich manchmal a male moratis dabey gleichsam pennalysiren und bis Mitternacht beunruhigen lassen müsse“, wurde am 4. Dezember 1741 eine Verfügung erlassen, die

alle Nachtmusiken strengstens verbot. Bei diesem Verbot blieb es bis zur Rektorwahl 1747, für die der Landgraf trotz Wiegers Widerspruch den darum nachsuchenden Studenten, die dabei von den Professoren unterstützt wurden, gestattete, „dem neuen Rektor ihre Ergebenheit durch eine Nachtmusik bezeugen zu dürfen, doch so, daß keiner derer die Serenade bringenden Studiosorum außer zweyen, so das Carmen gratulatorium präsentireten, einen Tritt in des Rectoris Behausung thäte“. Wenn der Landgraf bei Erteilung dieser Erlaubnis gemeint hatte, „das eine Schwalbe noch keinen Sommer mache“, so hatte er sich etwas getäuscht. Die Studenten machten von 1748 an Jahr für Jahr immer wieder Versuche, die alte Sitte neu zu beleben. Sie brachten es auch dahin, daß in den 60er Jahren die Rektornachtmusiken wieder Brauch wurden. Aus dieser Zeit haben wir auch einen Bericht über den Verlauf einer solchen Nachtmusik. Wir lesen nämlich in den Gießischen Anzeigen vom 20. März 1764: „Den 9. dieses Monats statteten die hiesigen Herrn Studiosi unserm Herrn Vicekanzler D. Kortholt durch eine Nachtmusik mit Trompeten und Pauken

ihre Glückwünsche wegen seiner neuen Würde ab. Der Zug ging mit Fackeln und 2 Chören Musikanten aus dem Universitäts-Collegio durch die Stadt bis an des Herrn Vice-Kanzlers Behausung. Hier wurde Denenselben von einigen Herrn ein Gedicht überreicht, und in einer kurzen Rede Glück gewünscht, worauf Dieselben mit Ihrer gewohnten Leutseligkeit in den verbindlichsten Ausdrücken antworteten. Die Feyerlichkeit wurde hierauf mit einem dreymaligen Vivat in der schönsten Ordnung beschloffen“. Freilich war diese Unterbrechung des Verbots nicht von langer Dauer. Gegen Ende der 60er Jahre wurde der Brauch wieder und nun ganz ausgetilgt. 1770 betrachteten es die Studenten als große Vergünstigung, daß sie dem Rektor Böhm durch 5 Deputierte „ohne Musique und Begleitung“ ein „Carmen bloß in Goldpapier gebunden“ auf einem silbernen Teller überreichen durften. Doch wurde ihnen für die Zukunft auch dies verboten. Da die nächsten Jahre auf dem Gebiete der sonstigen Nachtmusiken, wie Laut-hard's Schilderungen im „Eulerkapper“ zeigen, große Ausschreitungen brachten, war es mit den Rektornachtmusiken endgültig vorbei. Wilhelm Diehl.



Nachtmusik.

Gießener Professoren.

Joseph Hillebrandt.

Geboren 1788, gestorben 1871, Professor in Gießen 1822 bis 1850.

Vor mir liegt ein vergessenes Buch, eins von den ganz vergessenen: „Der Organismus der philosophischen Idee in wissenschaftlicher und geschichtlicher Hinsicht. Dresden und Leipzig 1842.“ Der Autor hat darin die Summe seines Denkens gezogen. In der Vorrede wird von „selbstinnerlicher und damit notwendiger Entwicklung“ gesprochen. Dies „und damit“ ist die Formel für Joseph Hillebrandts Geist und Charakter. Zwischen der letzten ersinnbaren Tiefe des Gedankens und aller Wirklichkeit des Geschehens und Tuns bestand für ihn kein nachhaltiger Widerspruch. So vollzieht sich's auch in dem Buche. Die Idee bildet sich das Wirkliche zu, sicher und unbeirrt. Durch die Ebene gleitet sanft ein Strom, jetzt besonnt unter heiterem Himmel, jetzt geschwellt durch leise rieselnden Regen; der Strom nimmt friedsame Nebenflüsse auf und treibt zum Meere. Es gibt nicht Strudel noch Katarakte.

„Insofern nun der Gedanke sich als absolute Tatsache selbst erfährt und auf dem Grunde und im Elemente dieser Selbsterfassung das Sein bestimmt, erscheint er als der philosophische Gedanke, als die philosophische Idee.“ Man erinnert sich an Hegel, aber Hillebrandts „historischer Organismus“ ist dem „wissenschaftlichen Organismus“, die „historisch-konkrete Bestimmtheit“ dem konstruktiven Verfahren viel entschiedener, viel selbstverständlicher untergeordnet. Bei Hegel wird die Selbsterzeugung des Geistes in der Geschichte dessen vornehmste Leistung; Hillebrandts organisierte Idee will es nicht Worts haben, aber sie würde auch mit ihrer Abgeschlossenheit zufrieden sein; es scheint nur gefällig von ihr, daß sie in der Geschichte sich entfaltet. Hegel zwingt Widerstände zu Boden, die Hillebrandt gar nicht bemerken

würde. Dieser Metaphysik ist es ins Gesicht geschrieben, daß sie im Geiste ihres Urhebers aus der Aesthetik empfangen wurde. Hillebrandt war eine „schöne Seele“ und ein Mensch umhengen, beglichenen Gemütes. Seine subjektive Bildung strebte er als Wissenschaft zu objektivieren, sich mitzuteilen. Solche Naturen werden es nicht gewahr, daß ein Innerstes der Äußerung widerstrebt; darum sind sie wortreich, wiederholungsfroh. Hillebrandt sagt von Jacob Böhme: „Man sieht in ihm ein mächtig Ringen des Geistes, sich zum spekulativen Gedanken zu befreien, allein es gelingt ihm nicht, zur Bestimmtheit seines idealen Selbstbewußtseins zu kommen.“ Jacob Böhme verharrt im Kreise seines unbezogenen Selbst, weil ihm das Werkzeug dialektischer Schulung fehlt; Hillebrandt, weil ihm das Geschick in der Handhabung des Werkzeugs das Werk zu leicht macht. Man fühlt mit ihm den Genuß der Spekulation; und daß er so disponiert und subdisponiert nach Herzenslust, es läßt sich schon begreifen; auch andere vermeinten der Festigkeit eines Gedankenbaus aufzuhelfen durch die Vielgestalt der Gliederung.

In der katholischen Theologie war er aufgewachsen — er entwand sich der Autorität, aber er wollte doch zeit-lebens *καθολος*, fertig das Sein umfassen. Philosophie verlegt ihr Ziel in den stetigen Erwerb einer zureichenden Ansicht des endlos beweglichen Forschens; das hätte Hillebrandt nimmer genügt, er brauchte eine „Weltanschauung“, er mußte für sich abschließen.

„Die Idee“ heißt ihm „der freie Gedanke“, und in seiner Literaturgeschichte (erschienen 1845–46) wollte er darstellen, wie Deutschland seit dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts die „schweren Bürden“ abgeworfen hat, „die auf der Freiheit

seines Lebens lasteten.“ „Nur für Arbeit und Mühe verkaufen die Götter das Gute den Sterblichen“, sagt der alte Hesiod. Auf welche Nation wäre dieses wohl mehr anzuwenden, als auf die deutsche, der es dessenungeachtet, zum Teil bis auf die Gegenwart, nicht vergönnt werden sollte, sich ihrer Güter in heiterer Stunde ohne Sorge und Vormundschaft zu freuen?“ Hillebrand half treulich dazu, die weimarische Kultur zu einer deutschen zu verallgemeinern, sie einzuordnen in den Rahmen der Universität und sie zu vermitteln an die breite Bildung des Bürgertums. Der unbedingte Vorrang des subjektiven Geistes sollte sich in unserer Literatur bewähren; aus der Erläuterung der einzelnen Werke sollte nicht nur die Einheit jeder der schaffenden Personen erfolgen, sondern auch die Notwendigkeit der durch die Personen hindurchgehenden Entwicklung, das, was wir das objektive an dieser Entwicklung nennen möchten. Der Entwurf ist bedeutend, und in der Ausführung traf Hillebrand gar oft den Punkt, wo ästhetisches und historisches Urteil aufeinanderpassen. Wir müßten heute näher sein der Lösung des literarisch-geschichtlichen Problems überhaupt, wenn wir Hillebrands Literaturgeschichte als „gänzlich überholt“ bezeichnen dürften. Daß er Schiller herb behandle, ist oft getadelt worden. Aber hier war er nur aufrichtig nach seinen Möglichkeiten. Der Jünger der fertigen Idee konnte den Kämpfer der ewig sich durchsetzenden nimmer verstehen. Zu Goethe zog ihn die „Naivität“ des Genius. Goethes „Charakter erscheint uns in der Konsequenz des Kunstwerks, wobei es nicht sowohl auf die Starrheit eines Grundsatzes, als auf die anschaulich-wohlgefällige Einheit in der Totalität des Verschiedenen ankommt.“

Solch „wohlgefällige Einheit“ war nach seinen Maßen Hillebrand selbst. Seine Schreibart verrät uns den Klang der gesprochenen Rede. Deutschland erlebte damals eine Blüte der anmutigen Konversation als Nachwirkung der Romantik. Wenn wir an dem unscheinbaren Häuschen auf der Westanlage vorüberkommen, wollen wir bedenken, daß hier einmal Geselligkeit und spielender Geist wie in einem Salon beieinanderwohnten. Joseph Hillebrand unter seinen Freunden wird uns lebendig durch die Schilderung einer scharf und sympathisch beobachtenden Frau: „Er war das unschuldigste, naivste Kind, das mir je vorgekommen ist — harmlos heiter, doch auch schalkhaft witzig. Dabei so vornehm und bis zu gewissem Grade zurückhaltend, daß es wohl niemals vorgekommen ist, daß jemand in Scherzen oder in Belehrung seines Welt-Unverstandes zu weit ging. Wurde mitten in scherzhaften Spielen der Unterhaltung ein ernstes Thema zufällig berührt, war er im Handumdrehen der fesselnde Redner, der geistreiche Denker, der einen mit Fortriß durch sein eigenes Hingenommensein. In schöner

Sprache, klar und warm, drückte er dann seine Gedanken aus. Man konnte nicht aufhören, seinen feinen Kopf anzuschauen, sein interessantes Gesicht, die beherrschenden Augen, die doch zugleich so tiefinnerlich blickten, als ob er von seiner Umgebung nichts wisse.“

Er brauchte dennoch Hörer, brauchte „Sozialität“. Die Studenten, für Abstraktionen zu jener Zeit empfänglicher, sind seinem Vortrag mit Spannung und Ausdauer gefolgt. Das erzählen die sauberen Kolleghefte im Handschriftenzimmer unserer Bibliothek. Viel allgemeine Anregung hat Hillebrand mitgegeben. Wer will abschätzen, was vom Katheder der „schönen Wissenschaften“ an fortzeugender Kultur hinausging aufs flache Land, ins evangelische Pfarrhaus, ins Klassenzimmer des kleinstädtischen Gymnasiums. Auch der Richter und der Arzt standen ja in dieser Gemeinschaft der Humanität, die uns kein Realismus noch ersetzt hat. Die Jugend hing ihm an als dem liberalen Dozenten. Im Jahre 1848 saß Joseph Hillebrand in der zweiten Kammer. Er nannte sich demokratisch-monarchisch, um den „prinzipiellen Standpunkt“ eifriger besorgt als um den „faktischen“. Er behauptete das „entschiedene Recht der Revolutionen in der Entwicklungsgeschichte der Staaten“, aber er verbat sich (in der Sitzung vom 24. Juni) eine Ausdehnung dieses Rechtes über die Grenze hinaus, wo „endlich dasjenige selbst, was die Revolution will, in Frage gestellt wird“. Im Grunde zeigt er sich auch hier als Neptunisten, dem das vulkanische eine untergeordnete Erscheinung bleibt. Es war sein edler Irrtum, daß die Politik der Idee so schnellbereit sich fügen würde wie alle Wirklichkeit seiner Vorstellung. Der zarte Mann bekam die



Joseph Hillebrand. v

plumpe Faust der Reaktion zu fühlen, 1850 wurde er seiner Professur enthoben. Diese Enttäuschung hat so wenig wie manche Kränkung früherer Tage seinen Seelenfrieden erschüttert; bei der Tochter Marie in Soden verbrachte er ein beschauliches Greisenalter, nicht mehr produktiv, still in seinem Absoluten, heimgegangen bevor er verschied. Joseph Hillebrand hat seinen Lebensinhalt durch seinen Lebenslauf erfüllt.

Das Häuschen auf der Westanlage trägt eine Gedenktafel; sie nennt nur Karl, den berühmten Sohn. Was er bedeutet, läßt sich hier nicht beschreiben, aber Familienzüge fallen mir auf. Karls Stil ist körperlicher, er ist reizvoller zugespitzt, die Sanftmut der Perioden gemahnt an den Vater. Josephs umgängliche Feinheit hat der Sohn zu europäischer Urbanität gesteigert. Die ästhetische Mitgabe des Elternhauses, bereichert durch die Anschauung der großen Welt, gewann neue, verdichtete Gestalt im klassisch gestimmten Essai. Auch der Idealismus des Gießener Professors erbte sich fort, nur umgedeutet zur Skepsis — jede Generation hat eben ihre Form der Ehrlichkeit.

R. A. Frijsche.

Der forstwissenschaftliche Unterricht an der Universität Gießen.

In alten Zeiten wußte man bekanntlich von Forstwissenschaft wenig und übte sie tatsächlich fast gar nicht. Was von Seiten der Menschen am Walde geschah, war nicht dessen Pflege, sondern ein Kampf gegen ihn; teils im Interesse des Ackerbaues, teils in dem der Viehzucht und des Weidebetriebs. Auch in Deutschland war es bis gegen Ende des Mittelalters nicht viel anders. Weidewirtschaft und vor allem die von Fürsten und Herren mit besonderer Vorliebe geübte Jagd ließen eine zielbewußte Waldkultur nicht aufkommen. Erst als infolge

der fortschreitenden Anrodungen sich Holzmangel geltend machte, suchte man durch landesherrliche Verordnungen dem entgegen zu wirken. Aber diese standen vielfach nur auf dem Papier, solange es an Beamten fehlte, die mit Sachkenntnis und Energie den forstlichen Betrieb leiteten. Solche glaubte man wohl in den handwerksmäßig geschulten „hirsch- und holzgerechten Jägern“ zu finden, gelangte aber im 18. Jahrhundert zu der Einsicht, daß eine mehr wissenschaftliche Vorbildung erforderlich sei. Dieser Erkenntnis verdankten einerseits die sog. Meisterschulen ihre Entstehung, die

von hervorragenden Männern des grünen Faches errichtet und geleitet wurden; andererseits suchte man in den auf Hochschulen gebildeten Kameralisten geeignete Personen für die höheren Verwaltungsstellen zu gewinnen und richtete für diese auch forstwirtschaftliche Vorlesungen ein. In diesem Sinne wirkte von 1788 bis 1824 an unserer Universität Friedrich Ludwig Walther, ein vielseitig gebildeter Gelehrter, ursprünglich Theologe, dann Botaniker, an den ein kleines Denkmal im botanischen Garten erinnert. Erst als um die Wende des 18. Jahrhunderts durch die klassischen Schriftsteller unseres Faches, Georg Ludwig Hartig, Heinrich Cotta und Johann Christian Hundeshagen eine wirkliche, auf Naturkunde, Volkswirtschaftslehre und praktischer Erfahrung aufgebaute Forstwissenschaft entstand, gelangte man in Hessen zu der Einsicht, daß auch diese ebenso wie ihre älteren Schwestern an der Universität durch Fachmänner zu vertreten sei. So wurde denn nach Walthers Tode J. Ch. Hundeshagen als ordentlicher Professor in die philosophische Fakultät berufen. Die anfängliche Sonderstellung, welche man den Studierenden des Forstfaches und ihrem Unterricht durch eine neben der Universität bestehende „Forstlehranstalt“ anweisen zu sollen glaubte, an welcher unter Hundeshagens Leitung noch ein „zweiter Lehrer“ wirkte, wurde 1831 wieder beseitigt und damit eine völlige Eingliederung des forstlichen Unterrichts in das Gefüge der Universität bewirkt.

Hundeshagen war unter den genannten Begründern der Forstwissenschaft unstreitig der am vielseitigsten gebildete und wohl auch der geistreichste. Nach seinem Tode (1834) folgte ihm Carl Heyer, dem seine dankbaren Schüler bekanntlich 1892 ein schlichtes Denkmal in der Nordanlage errichtet haben. Er war seinem Vorgänger an wissenschaftlicher Bedeutung ebenbürtig, als Praktiker noch überlegen. Nach ihm hatte von 1856 ab sein ältester Sohn Gustav Heyer die Professur inne, bis er 1868 als Direktor an die neu errichtete Preussische Forstakademie in Münden berufen wurde, eine Stelle, die er 10 Jahre später mit einer Professur an der Universität München vertauschte. Gustav Heyer war als akademischer Lehrer geradezu unübertrefflich, als Schriftsteller geistreich, aber einseitiger als sein Vater und diesem als ausübender Forstmann nicht gleichzustellen. Sein Nachfolger wurde 1869 Richard Heß, der gegenwärtige erste Vertreter des Faches. Ihm ist u. a. die Hundeshagen-Stiftung zu verdanken, die hiesigen Studierenden des Forstfaches Reisestipendien und dergl. gewähren und das Andenken des ersten Fachvertreters an der Universität lebendig erhalten soll.

Einer zweiten Lehrkraft war nach dem ursprünglichen Plan hauptsächlich der praktische Unterricht im Walde zugedacht; die Stelle des „zweiten Lehrers der Forstwissenschaft“ war deshalb mit der Verwaltung des Reviers Gießen verbunden. In dieser Stellung wirkten Carl Heyer und Gustav Heyer schon vor ihrer Berufung auf den ersten Lehrstuhl; dann August von Klipstein, (später Professor der Mineralogie), Karl Zimmer und Eduard Heyer. Nach dessen Abgang wurde anstatt jener Verei-

nigung von Lehramt und Praxis eine zweite außerordentliche Professur errichtet, die nach einander Tuisio Lorey, Hermann Stöcker, Adam Schwappach und Theodor Nördlinger inne gehabt haben. Unter ihrem Nachfolger, dem Verfasser dieses Berichts, wurde diese Professur 1888 in eine ordentliche umgewandelt, und endlich besteht seit 1905 eine neue außerordentliche Professur, deren erster Inhaber Heinrich Weber ist, hauptsächlich für die sog. Verwaltungsfächer (Forstpolitik und Verwaltungslehre) nebst Forstgeschichte, Jagd- und Fischereikunde; während von den beiden ordentlichen Professoren einer die auf naturwissenschaftlicher Grundlage ruhenden Produktionsfächer (Waldbau, Forstschutz und Forstbenutzung), der andere die mehr mathematischen Gebiete (Betriebslehre, Vermessung und Wegbau) vertritt.

Man darf die hier in kurzen Zügen wiedergegebene Entwicklung des forstwissenschaftlichen Unterrichts an unserer Universität, die ausführlicher in der Schrift von Heß „Der forstwissenschaftliche Unterricht an der Universität Gießen 1881“ geschildert ist, wohl ohne Ueberhebung als vorbildlich bezeichnen. Unter den deutschen Staaten waren Hessen und Baden die ersten, welche das System der abgesonderten „Forstlehranstalten“ verließen und jenen Unterricht an die allgemeine „Hochschule“ verlegten. Baden wählte hierzu (1832) das Polytechnikum in Karlsruhe, holte sich aber 2 Jahre später dorthin einen Gießener Privatdozenten, J. L. Klau-precht, der neben Hundeshagen gewirkt hatte und dessen Schriften in wiederholten Auflagen der Nachwelt erhielt. Nach mehreren Jahrzehnten folgten Bayern (1878) und Württemberg (1881) dem Beispiel Hessens durch Verlegung des forstlichen Unterrichts an die Universitäten München und Tübingen. Und seitdem auch England (1905) und Japan den gleichen Schritt getan haben, ist es wohl nur eine Frage der Zeit, daß auch Preußen und Sachsen, dem Wunsche der großen Mehrzahl unserer Fachgenossen folgend, dazu übergehen. Zwar wird auch heute noch von Einzelnen betont, daß beim Unterricht in den Hilfswissenschaften, Mathematik und Naturwissenschaften, eine Beschränkung auf die besonderen Bedürfnisse des forstwissenschaftlichen Studiums vorzuziehen sei, was auf den besonderen Forstakademien, nicht aber auf allgemeinen Hochschulen durchführbar wäre. Wenn man aber bedenkt, daß dieselbe Rücksicht mit mindestens gleichem Rechte für das Studium der Medizin geltend gemacht werden könnte, hier aber schon seit Jahrhunderten als überwunden gilt; und wenn man ferner die großen Vorteile in Betracht zieht, welche das Zusammen-



Aus dem akademischen Forstgarten.

leben mit gleichaltrigen Angehörigen anderer Fakultäten mit sich bringt, so wird man auch dem Forstmann die günstigere Position einräumen müssen. Ist ihm doch gerade in Deutschland die Erhaltung und Pflege eines der edelsten Nationalgüter anvertraut, eines Gutes, das dem Deutschen seit den ältesten Zeiten ans Herz gewachsen und dessen Gedeihen nicht nur im finanziellen, sondern auch im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt gelegen ist und mehr als eine rein fachliche Ausbildung seiner Hüter erfordert.

Wimmenauer.



Gießener Studentenauszüge.



übliche Streiflichter auf den proteus-ähnlichen Begriff der akademischen Freiheit werfen die Anlässe zu den Studentenauszügen, dem äußersten Mittel, sich jene zu sichern. Gerade Gießen hat deren manche gesehen, und nicht ohne Interesse ist es, sie kurz Revue passieren zu lassen.

Der älteste Auszug, von dem uns Kunde erhalten ist, fällt in das Jahr 1776. Im Frühjahr dieses Jahres nämlich verbot der damalige Rektor Duvrier ziemlich unmotivierter Weise die für den durch Gießen reisenden Herzog von Württemberg und seine Tochter geplante Abendserenade. Die darob entrüsteten Studenten — waren doch schon alle Vorbereitungen abgeschlossen — kehrten sich einfach nicht an das Verbot, warteten dem Herzog mit ihrer Musik auf und verübten während der Nacht in der ganzen Stadt Anflug. Am andern Morgen begaben sich die beiden Hauptführer nach Buszbach, zu dem damals allmächtigen Kanzler Koch, um Beshwerde zu führen. Dieser ermahnte sie zur Ruhe und versprach Genugthuung, „und wenn auch der höllische Satan Rektor wäre.“ Uns Kollegegehen dachte an diesem Tage niemand. Und als der Rektor die beiden relegierte, setzte man sich gegen ein Uhr zum Auszuge in Bewegung, eine Anzahl zu Pferde mit Husarenpelzen und -säbeln, aber nur bis ins nächste Dorf Kleinlinden. Weiter kam man nicht; denn der Kanzler gab Weisung heimzukehren; keinem werde ein Haar gekrümmt werden. Und so geschah es, und obendrein wurde infolge des entsprechenden Berichtes des Kanzlers die Magnifizenz abgesetzt und das Rektorat Prof. Bechtold übertragen.

Da die Studenten einen so glänzenden Erfolg zu verzeichnen hatten, kann man es ihnen eigentlich nicht verdenken, wenn sie bei nächster Gelegenheit zu demselben Mittel griffen. Diese bot sich schon im nächsten Jahre, als der Senat für studentische Vergehen Geldstrafen einführen wollte. Nach dem üblichen Toben und Lärmen rückte die Mehrzahl wieder auf die Dörfer und setzte sich endlich in Asbach und Gleiberg fest, wo die meisten auch trotz Aufhebung des Senatsbeschlusses während des ganzen Semesters blieben und tolle Streiche begingen.

Ernstester war der Anlaß zum nächsten Auszug. Beim Einzug der preussischen Husaren am 1. Juli 1792 erfolgte ein Zusammenstoß von 4 Marburger Studenten, die wegen des militärischen Schauspiels herübergekommen waren, mit Offizieren der Garnison, hervorgerufen durch das taktlose, anmaßende Betragen der letzteren. Der Vorfall wurde durch Gerüchte sofort arg entstellt und der Gießener Studentenschaft die Schuld in die Schuhe geschoben. Dieser bemächtigte sich deshalb eine begreifliche Erregung, und es entstand eine Spannung zwischen Studenten und Militär, die am 23. Juli ihren Höhepunkt erreichte, als die Soldaten blindlings in die aufgeregte Studentenschar hineinschlugen. Als sich am 24. Juli ähnliche Szenen wiederholten, zog man in einzelnen Trupps aus der Stadt und sammelte sich in Gleiberg und Krosdorf. Am demselben Tage sandten der Senat und die Bürgerschaft Beschwerdeschriften wegen des Verhaltens des Militärs nach Darmstadt. Daraufhin wurde eine Untersuchungskommission eingesetzt, die zwar mit Verhören und Untersuchungen alle Welt belästigte, aber nicht im Stande war, etwas Ersprießliches zu leisten. Bei den Studenten im Exil regte sich aber bald das Heimweh. Verhandlungen wurden angeknüpft, und es wurde festgesetzt, die Studenten sollten von den Professoren empfangen werden, ganz still, ruhig und ordentlich einziehen, sich zur Universität begeben und dort vom Senat mit einer schicklichen Ermahnung entlassen werden.

Auch zum Auszug vom August 1819 gab das Militär die Veranlassung. Ein Student war im Kasino von einem Offizier tötlich mißhandelt worden. Am folgenden Morgen

ließ der Beleidiger Abbitte tun und dem Mißhandelten Genugthuung versprechen. Als dies aber die Militärbehörde untersagte und, statt den Schuldigen zu strafen, gegen die über diese Straflosigkeit erbitterten Studenten Lärm blasen ließ, zog die gesamte Burschenschaft, begleitet von der Mehrzahl der Gymnasiasten, nach dem Gleiberg. Dort schleppte man Strohhaufen zusammen, hielt auf ihnen Nachtquartier, trug sie am folgenden Morgen auf einen Platz zusammen und zündete sie als Kriegszeichen an. Dann ging es weiter bis Gladenbach. Inzwischen waren Meldungen nach Darmstadt abgegangen, die Stadttore wurden stark besetzt und die Beurlaubten des Regiments einberufen. Die Regierung aber mißbilligte das militärische Einschreiten, erkannte gegen den Urheber der Fehde auf 14 Tage Haft und legte ihm auf, Abbitte zu tun. Eingeholt von vier Professoren und einer Deputation des Stadtrats kehrten die Studenten am fünften Tage zurück, und bereits am folgenden Tage hatten die Vorlesungen ihren Fortgang. Hervorgehoben zu werden verdient, daß die Studenten sich während des ganzen Konfliktes nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Senates fest, einmütig und rechtlich betragen hatten.

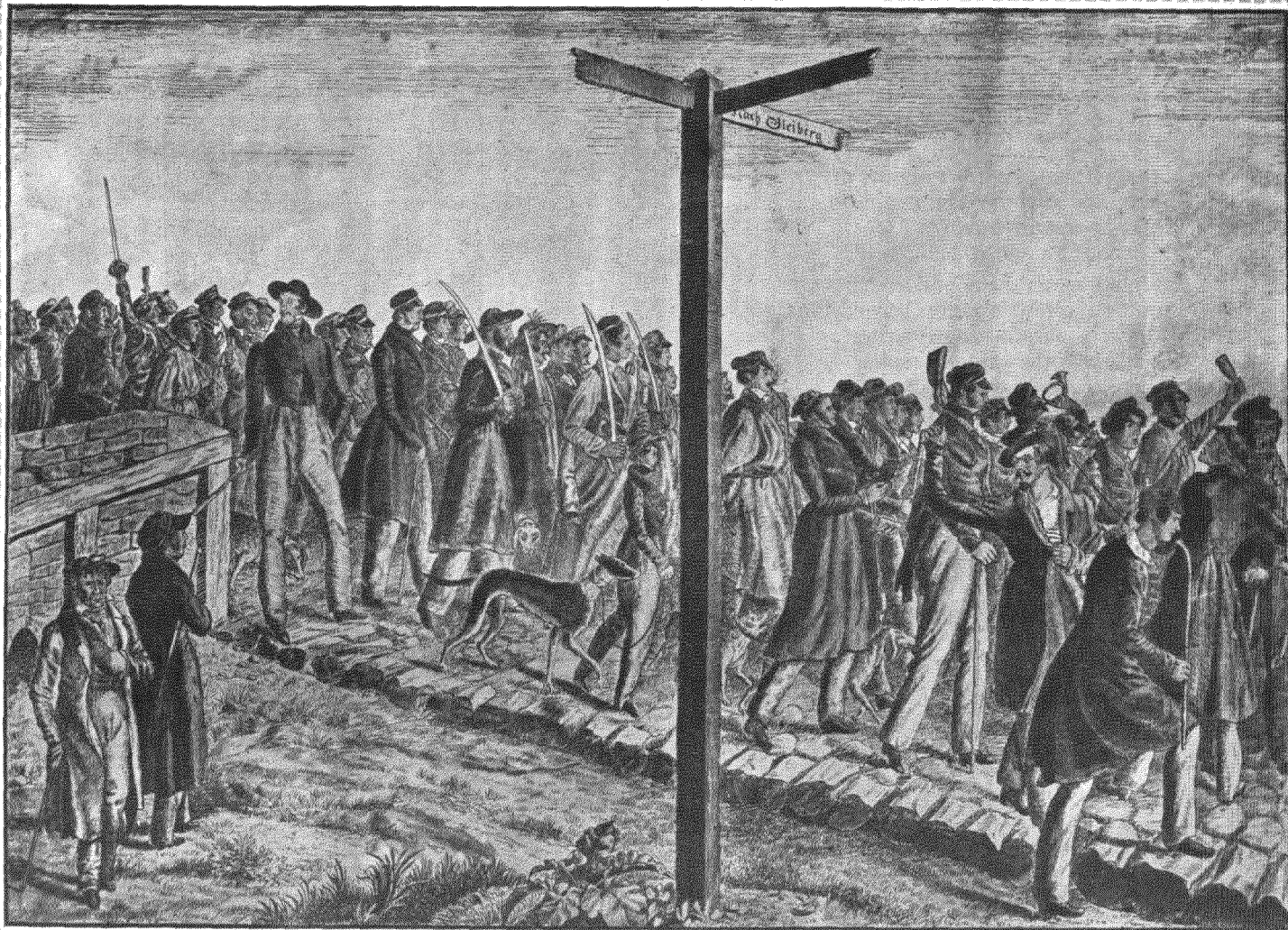
Im Sommer 1826 (vom 28. Juli bis 1. August) finden wir die Studenten abermals auf dem Gleiberg. Als nach einer abgefaßten Paukerei auch der Unparteiische ins Karzer wandern mußte, beschloß man tiefgekränkt, der allzugestrengen alma mater den Rücken zu wenden. Unter welchen Bedingungen damals die Heimkehr erfolgte, ist leider nicht mehr bekannt. Nur das wissen wir, daß auch in Zukunft der Unparteiische nicht immer von der Karzerstrafe verschont geblieben ist.

Auch 1829 zog man auf den Gleiberg. Infolge der völlig ablehnenden Stellung der Behörden gegenüber den Verbindungen und der Betätigung studentischen Lebens versammelte man sich am 12. August auf dem Erieb, am sog. Hegggraben. Der Sprecher richtete an alle Anwesenden die Worte: „Wer für den Auszug ist, geht über den Graben!“ Sofort schritten alle hinüber, und flugs machte man sich zum Gleiberg auf. Doch diesmal sollte sich ein Wermutstropfen in die Romantik mischen; denn eben als man sich anschickte, die akademische Freiheit in vollen Zügen zu genießen, erschien das Weßlarer Militärkommando und forderte zum Verlassen des preussischen Gebietes auf. Man beschloß jedoch, Widerstand zu leisten, schlug Alarm und wechselte einige Schüsse. Darauf zogen sich die Soldaten zurück. Als aber am folgenden Tage eine größere Abtheilung Militär anrückte, zog man doch vor, mit der Universität seinen Frieden zu machen und heimzukehren.

Ein befriedigenderes Ergebnis hatte der bekannte Stausenbergauszug, dessen die Teilnehmer stets nur gern gedacht haben und von dem noch heute allerlei Heiteres berichtet wird, wie denn noch jüngst im „Hessenland“ einer der Teilnehmer (Geh. Justizrat Baist) eine Reihe von Erinnerungen an jene schönen Tage veröffentlicht hat. Bei einem am 31. Juli 1846 im Busch'schen Garten abgehaltenen Balle versetzte auf ausdrücklichen Befehl des Polizeirates ein Polizist einem trunkenen Studenten einen scharfen Säbelhieb, so daß er blutend zusammenbrach. Diese Gewalttat erregte allgemeinen Unwillen. Eine sofort einberufene Studentenversammlung schickte einen geharnischten Protest an den Senat, der auch der Deputation seine nachdrückliche Unterstützung zusagte. Besonders traten Hillebrand und Liebig für die Studenten ein. Aber die aufgeregte Studentenschaft brachte dem Polizeirat und mehreren anderen mißliebigen Persönlichkeiten Ragenmusiken und verübte allerlei Anflug. Infolgedessen wurden drei der dabei am meisten Beteiligten relegiert und eine Reihe anderer ins Karzer gesteckt. Als nun am 7. August die Relegierten von Gießen abzogen, gab ihnen fast die ganze Studentenschaft die Frankfurter Straße hinaus das Geleite. Am demselben Morgen waren aber auf

Veranlassung des Universitätsrichters Reiter aus Buzbach eingerückt. Das gab, da man so schön beisammen war, das Signal zum allgemeinen Auszug. Bis die Fahnen der Verbindungen aus den Kneipen geholt waren, und die Einzelnen sich mit Geld versehen hatten, lagerte man sich vor dem Walltor auf einer Wiese, und dann ging es in solennem Aufzug unter dem Wirbeln einer Kindertrommel nach dem Staufenberg, wo man sich, so gut es ging, häuslich einrichtete. Allerdings räumte der Bürgermeister die Scheunen erst dann zu Massenquartieren ein, als die Studenten eine alle halbe Stunden patrouillierende Feuerwache orga-

bis zum Sonntag erfüllt seien. Da aber legte sich der besorgte Stadtvorstand ins Mittel, bis der Senat nachgab, die Verordnung am schwarzen Brett verschwand und das Militär abrückte. Am dritten Tage kehrte man mit fliegenden Fahnen unter Führung des Gemeinderates in die Stadt zurück. Leider! werden die meisten gedacht haben. Hatte sich doch droben ein idyllisches Leben entwickelt, wie es herrlicher nicht gedacht werden konnte. Was konnte man anders tun als rauchen, essen, trinken und immer wieder trinken und gelegentlich ein Tänzchen mit den Dorfschönen arrangieren. Ganze Wagen voll Bier und Lebensmittel



Studentenauszug nach dem Gleiberg.

nisiert hatten. Sofort nach Ankunft traten die Senioren und Delegierten der einzelnen Korporationen zu einem Ausschuss zusammen, vor dessen Geschäftsräume zwei halbstündig sich ablösende Posten mit gezogenen Schlägern gestellt wurden. Der Ausschuss fasste alsbald eine Resolution, daß die Verordnung am schwarzen Brette, wonach jede Zusammenrottung von mehr als 6 Studenten durch das Militär verhindert werden sollte, zurückgenommen und die Soldaten zurückgezogen werden sollten. Eine Deputation mit 4 Fahnen fuhr in die Stadt, von den Bürgern mit Jubel und Blumen empfangen. Vor dem Senat wollte Wilhelm Liebknecht als Sprecher eine längere Ansprache halten, wurde aber vom Rektor mit den Worten unterbrochen: „Sie haben hier gar nichts zu sagen, sondern nur zu hören!“ Der Senat erklärte die Studenten für einen tumultuarischen Haufen, für den man ja Milde walten lassen könne, falls er zur gesesslichen Haltung zurückkehre. Daraufhin beschloß man unter Verpfändung des Ehrenwortes, nicht wieder nach Gleiberg zurückzukehren — nur die Stipendiaten waren ausgenommen —, wenn die Forderungen der Studenten nicht

schickten ja die besorgten Philister aus der Stadt. Und dann kamen sie selbst in hellen Haufen, um nach ihren geliebten Musensohnen zu sehen. Zum Dank dafür und für die geleisteten Vermittlerdienste feierten aber die erkenntlichen Studenten am 6. August 1847 gemeinsam mit den Bürgern einen Erinnerungskommers auf dem Staufenberg. Zum Schluß sei noch der hübschen Rechnung des Dorfwirtes gedacht, die da lautete:

Verzeichnis über die Gegenstände, welche von dem 7ten bis 9ten August 1846 von den Herren Studenten in meiner Wirtschaft verbraucht worden ist.

130 Bier und Weingläser à 5 Kr.	10.50
296 Bier und Weinflaschen à 7 ½ Kr.	37.—
30 Wasser Grüge à 4 Kr.	2.—
2 Windlampen à 2 ½ Kr.	—48
54 Porzellanen Teller à 6 Kr.	5.24
10 Gute Tassen à 12 Kr.	2.—
Zapf Gebühr von 4 Ohm Bier Lautet Agort	12.—
für verbrochene Stühle	5.—

fl. 75. 2

G. Lehnert.

Karzerreminiszenzen.

Euer den ich, lange Tage
Still verträumt im Sonnenschein
Hinter eisernen Gardinen
In des Karzers engem Schrein;
Euer, monddurchglänzte Nächte,
Deren banger Stundenschlag
Aus dem halbgebroch'nen Giebel
In mein kahles Stübchen brach;
Dein auch, liebesmüder Vater,
Den sein Fuß vorübertrug,
Eh' vor dem Kasernenthore
Dumpp die Tagsreveille schlug.
Als die Wache „Raus“ gerufen,
Auf Kommando kam der Tag,
Und am Giebelbache drüben
Öffnet sich der Taubenschlag.
Und es kam zuerst der Tauber,
Girt und knirt im Sonnenschein,
Schämig mit gestäubten Federn
Ram das Täubchen hinterdrein.
Sorglich macht sie Toilette
Auf dem Stänglein vor dem Schlag,
Blind für töricht Liebeswerben,
Doch am Ende gibt sie nach.
Und nun heimset der Geduldige
Süße Liebesfrüchte ein.
— Wüßt ich solch ein sprödes Täubchen,
Recht mit Anstand wolt ich's frein.
Wie ich's liebesfiebernd denke,
Schreitet unten übern Platz
Aus dem Schatten steiler Giebel
Gar ein netter, lieber Schatz.

Um den runden Arm ein Körbchen
Trippelt sie zum Nachbar hin,
Frische Semmeln einzukaufen.
— Ach, daß ich gefangen bin!
Ernst bedächtig wolt ich werben,
Schöne Maid, um Deine Huld,
Ohne wild begehrlieh Stürmen,
Wie der Tauber in Geduld.
Mitten in dies Sehnsuchtsträumen
Trat der Richter Haberborn,
Im Genick gefror'ne Würde,
Vater-Muttermörder vorn.
„Er ist frei und mag nun gehen“,
Sprach sein streng geschnittner Mund.
Ueber Flur und Treppen floh ich
Surtig wie ein Wachtelhund.
Suchend lief ich durch die Gassen;
Unter jeden Mädchenhut
Blickt ich mit der bangen Frage:
Bist du es und bist mir gut?
Plötzlich an dem Karzergitter
Schwankend in dem Morgenwind
Seh ich fensterpuhend schweben
Mein gesuchtes, holdes Kind.
Meiner Zweifel Dual zu lösen
Ram ein frommes Mütterlein,
Schüchtern naht ich ihr und fragte:
Wer mag dort der Engel sein?
Niederschmetternd war die Auskunft:
„Herr, Ihr brogelt wie ein Trichter.
Kommt zu Euch! Das schlampert Maadche
Dient als Schenkamm bei dem Richter.“

Karillon.

Teure Dachziegel.

1869! Fuchs im ersten Semester! Wer's nicht selbst erlebt hat, ahnt es nicht. Ueberhäumende Jugendlust, harmlose Fröhlichkeit, göttlicher Leichtsin. „Ein Stück Fleisch ohne Sinn und Verstand“, pflegte mein Leibbursch, der rote Rührer, zu sagen.

Mein erstes The-dansant bei Dierys war überstanden; wunder-volle Verbeugungen, Bowle, Heringsalat, weiße Glaces.

Ziemlich angeäufelt ging ich mit meinem Confusus in sternerer Winternacht heimwärts über den Brand, laut das Lied von den schwäbischen Dirnen „singend“: „Schwäbische, bayrische Dirnen Such-heirassassa, muß der Schi-hi-hiffsmann fa-ha-haren.“ Das schallte einigermassen, verstärkt durch das wundervolle Echo, das hinter dem Univeritäts-Reitstall seinen uralten, stimmberchtigten Sitz hat.

An Bohlen Schlag und Rettengerassel merkten wir, daß die fünf historischen Reitergerippe sich ebenfalls unseres Sanges freuten.

„Sa — die Rhabarberhengste wittern Morgenluft“, deklamierte das Karle. Ich: „O, morde nicht den heiligen Schlaf, und störe nicht ihr nützlich Wiedertäuen.“

Nun setzten wir uns in Galopp, angespornt durch die Ideen-assoziaton: Pferde — Trab — kalte Beine. Durch die Neue Bäume ging's blönd: Mäh, Mäh, in allen Tonarten, wie eine richtige ober-heffische Hämmlherde. Denn zwischen Wagenborn und Sterbfriz bei Merkenfriz war kein Lebewesen, das so gut Mäh machen konnte wie das Karle. (Er ist jetzt ein berühmter Jurist.) Und so kamen wir an die Trillergaß. Ob sie wohl noch vorhanden ist, eine der unsäglich schmalen winkligen Gäßchen, an denen das alte Gießen so reich war.

In der Trillergaß stand ein niedriger Anbau vom Weißbinder Schäfer. Hier blieben wir tieffinnig stehen.

Norra sei, machte das Karle und klopfte mit seinem Wappen-stock auf die bröckligen Ziegel, daß es rieselte.

Yes Sir, sagte ich. Quousque tandem? Das Karle klettert wie der Deibel auf das Dächlein, reicht mir lautlos und feierlich die Ziegel herunter.

Ich setze sie vorsichtig schichtenweise auf den Boden, dann be-wundern wir die in die Luft starrenden Sparren, durch die der volle Mond freundlich grüßte. Jrgendwo bellte ein Hund, wir entfernten uns mit Würde.

Nach wenigen Tagen überbringt mir der Pudel Ruckeler meine Fuchsmütze benebt einem saftigen Strafmandat.

Beim Aufräumen der Ziegel hat sich die Mütze zu unterst vor-gefunden. In ihr war eingeklebt eine stolze Visitenkarte

Hans Ferd. Klein
stud. med.

Aus Nebels Jocofo-Seria.

Von Gott selbst geschriebener Glückwunsch.

Bei einem feierlichen Einzug des Grafen in Laubach erschienen mehrere Gedichte. Eines derselben sollte in Gießen gedruckt werden, und Benner als Professor der Dichtkunst und Beredsamkeit erhielt es zur Zensur. Der Verfasser, ein Schulmeister, hatte das Gedicht überschrieben: Aufrichtiger, von Gott selbst geschriebener Glück-wunsch pp. Benner setzte dabei:

So hoch hat's Reiner noch getrieben,
Hier steht mir Witz und Feder still,
Daß man, was Gott hat selbst geschrieben,
Dem Zensor unterwerfen will.
Scheut denn der Seher keine Strafen?
Und fürchtet er nicht für sein Land?
Schickt's lieber ungedruckt dem Grafen,
So hat er's aus der ersten Hand.

Die gefangene botanische Gesellschaft.

Baumer machte zuweilen mit seinen Zuhörern botanische Spaziergänge, hing dabei einen großen Degen an die Seite und er-mahnte die Studenten, sich mit starken Stöcken oder Degen zu be-waffnen. Sie befanden sich in der Gegend von Königsberg, zu einer Zeit, als man wegen einer herumstreifenden Räuberbande sehr wach-sam war. Als man von Königsberg aus diese Gesellschaft im Walde erblickte, versammelte sich sogleich der Ausschuß, man umzingelte die Botaniker, und es war an dem, daß sie entwaffnet und gefangen werden sollten, als einer der Ausschußmänner rief: „Hier finden wir nicht, was wir suchen, es ist der Doktor Baumer von Gießen.“

Liqueur.

Zum Sendenbergischen Bibliothekar wurde zuerst Grolman bestellt. Dem Willen des Testators gemäß wurde über die Haus-türe eine Tafel aufgehängt:

Linquenda.

Horat. II od. XIV, XXI.

Nämlich Linquenda tellus et domus et placens uxor. Als 1797 französische Soldaten unter Hoche Stadt und Gegend besetzt hatten, kam ein Soldat, nachdem er die Tafel erblickt hatte, ins Haus und verlangte mit Ungeflüm Liqueur, wollte sich nicht anders bedeuten lassen. Grolman schaffte sogleich die Tafel weg.